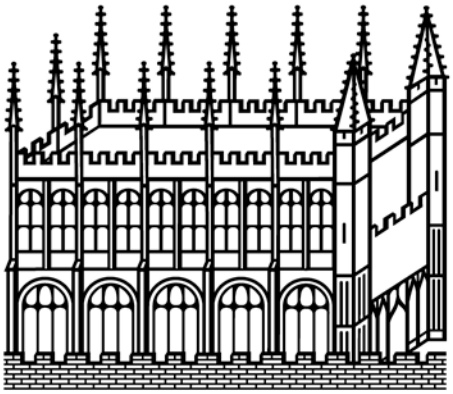

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

S
C·11

KINNAIRD

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Zwölfter Theil.

Berlin, 1793.
In der Nicolaiſchen Buchhandlung.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 MAY 1972
OF OXFORD
LIBRARY

Artiſtiſche
und
Antiquariſche Schriften.
(Fortſetzung.)

Briefe,

antiquariſchen Inhalts:

Zweyter Theil.

(Fortſetzung.)

Vier und vierzigſter Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich ſonſt über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Alſo einen doppelten Nutzen hatten die ſchildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz ſo lächerlich mißverſtanden? und zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachſe zurückließ, die Figur gleichſam geſichert lag, und ſich nicht ſo leicht drücken konnte? Aber nur dieſen doppelten Nutzen hatten ſie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergeſſen, der vielleicht der weſentlichſte war. Wenigſtens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf ſeiner erſten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er beſteht darin, daß bey einem converen Steine der Raum zwiſchen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer iſt, als bey einem platten, und jenes folglich in den converen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann *), als ihm in den platten zu verrichten

*) Nro. 9. Ceci repréſente une pierre à ſurface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'eſt pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces ſortes de pierres; car l'eſpace qui ſe trouve entre la pierre & l'Outil étant plus conſiderable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyez le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

möglich wäre, ohne den Stein ſchief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt ſich denn auch behaupten, „daß die ſchildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer ſind," als die platten: in ſo fern ſie es nehmlich gewiſſen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als ſie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künſtler ſeine Figuren nach dieſer Bequemlichkeit einrichten: er muß ſie ſo wählen oder ordnen, daß ſie ihr höchſtes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er ſie anders, bedürfen ſie ihr höchſtes Relief mehr gegen den Rand: ſo iſt ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt ſich von der Vorzüglichkeit dieſer oder jener Art der Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beſchaffenheit der Figur, die darauf kommen ſoll, iſt bald dieſe bald jene zuträglicher; und eben ſo gut, als Herr Klotz be-

haupten können, daß die ſchildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem ſey, eben ſo gut kann man auch behaupten, daß ſie nicht minder bequem ſey, eine Figur durchaus flach darauf zu ſchneiden, ohne daß darum alle Theile dieſer Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu ſeyn ſcheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beyde Fälle erläutern kann. Man nehme an, es ſolle ein runder bauchichter Schild mitten auf einen ſphäriſch convexen Stein geſchnitten werden. So wie man verlangt, daß ſich dieſer Schild auf dieſem Steine zeigen ſoll, ob auch von ſeiner convexen oder von ſeiner concaven Seite: ſo wird auch der convexe Stein ſich bald mehr, bald weniger dazu ſchicken. Soll der Schild ſeine convexe Seite zeigen, ſo iſt es klar, daß der Künſtler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes ſo tief herausholen kann, als er nur will, ob ſchon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll der Schild hingegen ſeine concave Seite zeigen,

ſo iſt es eben ſo klar, daß er den ganzen Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach ſchneiden und doch mit aller Täuſchung vollenden kann, indem der höchſte Punkt des Steines im Abdrucke den tiefſten Punkt des concaven Schildes von ſelbſt giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmaſius, welches ich in meinem fünf und zwanzigſten Briefe berührte *). Weil auch Salmaſius die Nachricht des Plinius, daß man ſich ehedem enthalten, die Smaragde zu ſchneiden, nicht ſo recht wahrſcheinlich fand: ſo glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müſſe dieſe Nachricht nur von einer gewiſſen Art der Smaragde verſtanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur ſcalpi vetitis, gleich vorhergehet: iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant; ſo will er, daß jenes iis

*) Theil XI. S. 190.

auf dieſes concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieſer ſey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, ſondern nur die concav geſchliffenen zu ſchneiden verboten geweſen *).

*) In ſeiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob cauſam placuit ut non ſcalperentur (Smaragdi,) ne offenſum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich ſetze ſie ganz her, aus Urſache, die ſich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: *Iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur ſcalpi vetitis.* Qui concavi ſunt, quod viſum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non ſcalpi placere. At noſter in univerſum ſmaragdos ſcalpi non ſolitos idcirco facit, ne oſtenſum decus imaginum, ſcalpturae cavis corrumperetur. Quaſi ad hoc tantum expetiti fuerint ſmaragdi olim, ut imagines redderent, quod ſpecula melius faciunt. Praeterea, qui concavi ſunt, imagines non recte reddunt, ſed quorum planities extenta & reſupina, ut idem Plinius oſtendit. Haec igitur ex aequo

Doch nicht zu gedenken, daß dem iis ſonach Gewalt geſchiehet, wenn man es auf das

& a veritate & Plinii mente diſcedunt. Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offenſum decus, imaginum lacunis corumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne offenſum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpiegelnden Bilder der vorſtehenden Objekte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das ſagen? Wenn Solinus ja einen falſchen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: ſo verdient er den Tadel deswe-

nächſtſtehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelſtelle des Plinius unwiderſprechlich gezeigt habe, daß das ſtreitige Verbot von den Smaragden überhaupt zu nehmen ſey: will ich hier bloß auf den Widerſpruch, der in der Sache ſelbſt liegt, beſtehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden ſind, ſo unbequem müſſen nothwendig, aus der nehmlichen Urſache, die concaven dazu ſeyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, deſto geſchwinder nahen ſie ſich ihm an dieſen, und der Künſtler iſt alle Augenblicke genöthiget, um das Anſtoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu laſſen. Endlich: ſind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden,

gen doch erſt in dem Folgenden, wo er ſagt, cum concavi ſunt, inſpectantium facies aemulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geſchliffenen insbeſondere, redet.

ungeſchnitten gelaſſen? In was für concave Gemmen haben ſie denn ſonſt zu ſchneiden, groſſes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht ſagen, daß es durchaus ganz und gar keine geſchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori geleſen, und ein Paar habe ich ſelbſt vor mir, da ich dieſes ſchreibe. Aber das kann ich ſagen, daß ſie äußerſt ſelten ſind, und allem Anſehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigenſinnes geweſen. Folglich konnte die Beſorgniß, daß man die theuerſte Art eines ſo theuren Steines, als der Smaragd war, allzu häufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht ſo groß ſeyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Geſetze hätte vorbauen müſſen.

Fünf und vierzigſter Brief.

Aber eben dieſer Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglaſes.

Denn da er ſelbſt verſchiedne alte geſchnittene Steine von ſo außerordentlicher Kleinheit beſaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß ſie geſchnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterſcheiden vermochte *): ſo meinte er, daß ſich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu

*) Diſſert. Glyptogr. p. 107. Exſtant in Muſeo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus ſit; & tamen in iis vel ſemiexſtantes figurae, vel inciſae pariter ſpectantur: opere in area tam parvula ſane admirando, quas oculo nudo vix inciſas eſſe judicaveris.

zu ſeyn, denken ließen. Manni hatte ſchon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder ſo etwas ähnliches, nicht ganz abſprechen könne; er hatte ſich beſonders auf die mit Waſſer gefüllte gläſerne Kugel, deren Seneca gedenkt, geſtützet! und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden ſagt, iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant, dieſe Meinung noch mehr beſtätigen zu können. Igitur, ſagt er, ſi concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile viſum colligere poſſent, ſane non niſi arte optica illam cavitatem induiſſent, quam artem ideo perfecte ſciviſſe praeſumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios ſpectare conſueverat, pari argumento, *concavum* fuiſſe, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wiſſenſchaft verſtanden haben, von der er glaubt, daß die Alten ſie ſo vollkommen ausgeübt. Sonſt hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer er-

ſcheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläſer den Augen verſchaffen, nur für kurzſichtige Augen iſt, für die ſie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Dieſe Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß die Alten ſie gekannt hätten, würde durch viſum colligere gerade nicht ausgedrückt ſeyn: ſondern viſum colligere würde ſich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläſer ſagen laſſen. Denn der Presbyte, der ſich convexer Gläſer bedienet, bedienet ſich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu ſehr zerſtreut ſind, mehr gebrochen und dadurch eher an dem gehörigen Orte zuſammen gebracht werden, welches denn wohl viſum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläſern ſeine Zuflucht nimmt, nimmt ſie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu früh zuſammen treffen, durch ſie erſt zerſtreuet und ſonach zu einer ſpätern Vereinigung an dem rechten Orte geſchickt gemacht werden, welches gerade das Gegen-

theil von jenem iſt, und ſchwerlich auch viſum colligere heißen könnte.

Doch es iſt ausgemacht, daß die Alten von dieſem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müſſen nicht von gebrochenen, ſondern von zurückgeworfenen Strahlen verſtanden werden. Sie müſſen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflektirten Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das ſtärkere Licht von ſich ſtrahlen muß. Und dieſe Verſtärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, iſt es, was Plinius durch viſum colligere meinet, und warum er ſagt, daß man die Smaragde meiſtens concav geſchliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiſet nichts. Nero kann den Fechterſpielen durch einen Smaragd zugeſehen haben, und gleichwohl brauchte dieſer Smaragd weder concav noch convex geſchliffen zu ſeyn. Denn Plinius ſagt auch, daß

man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein ſolcher platter Smaragd geweſen ſeyn, deſſen ſich Nero als eines Conſervativglaſes, vornehmlich wegen der dem Auge ſo zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede ſeyn, daß dieſes ihre natürlichſte Erklärung iſt. Iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, ſcalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta eſt, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extenſum eſt, eadem, qua ſpecula, ratione ſupini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas ſpectabat ſmaragdo. Wenn dieſer Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Claſſen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extenſum eſt, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn ſicherlich weder zu dieſen, noch zu jenen, in

ſo fern ſie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wiſſen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchſehen dienen.

Geſetzt aber, daß er wirklich eine ſphäriſche Fläche gehabt hätte, dieſer Smaragd des Nero; geſetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienſte eines ſphäriſchen Augenglaſes gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch geſehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wiſſen, wie oder warum, auch wohl gar ſich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuſchreiben ſey; das alles, ſage ich, geſetzt: ſo kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweiſen. Der Smaragd des Nero kann ſchlechterdings nicht concav, er muß convex geſchliffen geweſen ſeyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sueton beſchreibt ihn uns oculis caeſiis & hebetioribus*), und Plinius ſagt noch ausdrücklicher:

*) Cap. 51.

Neroni, niſi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes *).

Es würde mir ſchwerlich eingefallen ſeyn, einen ſo puren puten Antiquar, als Vettori, in ſolchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußtapfen deſſelben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, ſich für die Vergrößerungsgläſer der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrſcheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen ſind, auf welche Vettori drang, nur daß er ſie etwas richtiger entwickelt hat**).

„Noch eine Anmerkung, ſchreibt er***), bey „den ſo ſubtilen Werken der alten Steinſchneider, verdient hier einen Platz. Dieſes ſo Feine hat mehr denn ein ſcharf ſehendes Auge erfordert. Die Augen der Alten haben aber „deswegen nicht ſchärfer, als die unſrigen, ge-

*) Libr. XI. Sect. 54. Edit. Hard.

**) S die Zuſätze des Herausg. XIX.

***) Vorbericht S. XXXV.

„ſehen. Es iſt alſo zu vermuthen, daß ſie die „Augen, ſo wie es unſere heutigen Künſtler „auch bey dem ſchärfſten Geſichte thun, manch„mal bewaffnet, und ſich mit Vergrößerungs„gläſern und Brillen beholfen haben. Aber „dieſe verfertigen zu können, gehöret zur Diop„trik. Daß aber die Dioptrik bey den Alten „im Gange geweſen, finde ich nicht, oder doch „nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß „wohl, daß Euklides, ungefähr dreyhundert „Jahr vor Chriſti Geburt, die Matheſis und „auch die Optik gelehret, und daß hernach aus „ihm Abazen und Vitellio ihre Grundſätze zur „Optik genommen; aber daß die Dioptrik be„ſonders gelehrt worden, habe ich nirgends fin„den können. So viel könnte ſeyn, daß man „ſie zur Optik mitgerechnet, weil man den Na„men Anaclaſtica einer Wiſſenſchaft beyleget, „die zur Optik mitgerechnet worden, welche es „vermuthlich geweſen iſt. Man hat aber viel „ältere rund geſchliffene Steine, als Euklides „iſt, und die ein Alter von mehr als dreytau„ſend Jahren zu erkennen geben. Es wäre

„denn, daß man aus der Schrift, die man auf „den Steinen gar oft findet, und aus dem Cha„rakter der Buchſtaben ihr Alter ſicher angeben „könnte; aber auch da findet man, daß ſie das „Alter des Euklides ſehr weit überſteigen. Inn„deß halte ich es für gar möglich, daß die Ver„größerungsgläſer ſehr zeitig, und nur zufälli„ger Weiſe können erfunden worden ſeyn. Ein „einziger Tropfen Waſſer, der von ungefähr „auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte „hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß „man dabey denken darf, daß ſolche nach den „Regeln der Dioptrik verfertiget worden. „Denn viele alte Steine ſind ganz rund und „ſchildförmig, wie die Mikroſkopia, geſchliffen; „auch brauchten die Alten öfters Kryſtall, oder „andere eben ſo reine und durchſichtige Edel„ſteine, beſonders den Beryll. Es durfte nur „ein Kryſtall von ungefähr linſenförmig ge„ſchliffen worden ſeyn, ſo war das Vergröße„rungsglas entdeckt. Vom Nero weiß man, „daß er einen geſchliffenen Smaragd gebraucht,

„um dadurch die Zuſchauer, wenn er aufs Thea„ter kam, anzuſehen *).“

Das wird einem flüchtigen Leſer annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Unterſucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwieſen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch ſeinen Smaragd nach entfernten Gegenſtänden blickte, (Herr Lippert ſagt, nach den Zuſchauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel ſelbſt) ſo geſchah es nicht, um den Fehler ſeiner Augen dadurch zu verbeſſern; ſondern bloß, um ſie weniger anzuſtrengen, um ſie, während der Anſtrengung ſelbſt, durch das angenehme Grün des Steines zu ſtärken. Die Fläche deſſelben brauchte nicht conver zu ſeyn; denn er wollte nicht nahe Gegenſtände ſo dadurch ſehen, als ob die Strahlen derſelben von entfernten kämen; und concav durfte ſie nicht ſeyn; denn

*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

ſonſt wären ihm die entfernten Gegenſtände, nach welchen er damit ſah, eben ſo undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern ſie mußte platt ſeyn, dieſe Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlaſſen, nach welcher ſie einfielen. Als ein platter durchſichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläſern nichts weiter gemein, als in ſo fern man auch die bloßen Conſervativgläſer Brillengläſer nennen will, ob ſie ſchon zur Schärfung des Geſichts nichts beytragen, von welcher gleichwohl die Rede iſt. Ich finde, daß ſelbſt Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verſtanden hat. Smaragdus, ſchreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam ſpeculo, ſpectaſſe ajunt: & mea quidem ſententia, ut ejus aſpectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque cryſtallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert durfte alſo den Baccius für ſeine Meinung eben

ſo wenig anführen, als er ihn für das Factum ſelbſt hätte anführen ſollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam ſpeculo, weglaſſen müſſen. Sie ſtreiten mit dem Durchſehen ſchlechterdings; und auch Plinius, wie ich ſchon angemerkt, ſagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von ſeinem Smaragde gemacht, der nehmliche geweſen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnet dieſes doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch ſeinen Smaragd geſehen; ſo hätte er nicht ſagen müſſen, daß dieſes tanquam ſpeculo geſchehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero ſich ſeines Smaragds tanquam ſpeculo bedient habe: ſo mußte jenes wegfallen; denn er hatte ſich den Stein, entweder als völlig undurchſichtig, oder wenigſtens als auf der hintern Seite geblendet, zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darin falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proklus, im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt, keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedener Dichte gehen, eine ανακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefähr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem

künſtlichen Mittel des Glaſes hatten ſie keine Verſuche angeſtellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für ſie, wie ſich durch die verſchiedene Fläche dieſes künſtlichen Mittels, die Brechung in unſere Gewalt bringen laſſe *).

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretiſchen Kenntniſſe der Alten hiervon endlich ſelbſt auf, und meint nur, daß ſie Vergrößerungsgläſer könnten gehabt haben, auch ohne daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das iſt wahr: bediente man ſich doch in den neuern Zeiten der Brillen ſchon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie ſie der Undeutlichkeit abhelfen **). Aber die bloße Möglichkeit beweiſet nichts; auch ſelbſt die Leichtigkeit, mit der dieſe Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiſet nichts. Die leichteſten Entdeckungen, müſſen nicht eben die früheſten geweſen ſeyn. Im Grunde mochte dieſe Leichtigkeit auch wohl

*) S. Zuſ. XX.

**) S. Käſtners Lehrbegriff der Optik S. 366.

ſo groß nicht ſeyn, als ſie Herr Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigſten ſchnitten, waren wenig oder gar nicht durchſichtig; und wenn auch der reinſte Kryſtall von ungefähr linſenförmig geſchliffen geweſen wäre, ſo war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefähr linſenförmig geſchliffener Kryſtall wird auch nur ungefähr linſenförmig ſeyn, und alſo die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälſchen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, alſo für beſondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung ſo weit entfernt war, daß die Verfälſchung aus der mindern Genauigkeit der ſphäriſchen Fläche entſtehe, und durch Berichtigung dieſer, jener abzuhelfen ſey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieſer von ungefähr linſenförmig geſchliffene Kryſtall? Weiß man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglaſe noch näher waren, als ein ſolcher Kryſtall ſie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smith's

Optik hat mich daher ein wenig befremdet *).
„Da die Alten die Wirkungen der Kugeln, zu
„brennen, gekannt haben, so ist zu verwundern,
„daß wir bey ihnen gar keine Spur finden, daß
„sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt.
„Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel ge-
„sehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses.
„Die Brennweite einer gläsern Kugel ist der
„vierte Theil des Durchmessers, von der näch-
„sten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine
„solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer
„dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine
„Sache, die sie deutlich hätten dadurch sehen
„sollen, 1 ½ Zoll von ihr gestanden haben. Na-
„türlicher Weise haben sie dadurch nach ent-
„fernten Sachen gesehen, die ihnen nur un-
„deutlich erschienen sind. Weite Sachen deut-
„lich zu sehen, erfordert entweder eine größere
„Kugel, als sich verfertigen läßt, oder Abschnitte
„von großen Kugeln, die wir jetzt mit Vortheil
„gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich

*) S. 381.

„nicht, das Glas zu ſchleifen, ſie konnten es „nur in Kugeln blaſen.“ Ich glaube nicht, daß dieſe Erklärung des de la Hire ſehr befriedigend ſeyn könnte, falls auch ſchon die Sache, die ſie erklären ſoll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläſerne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenſtänden ſahen, mußten ſie nicht nähern vorbey ſehen? und wie leicht konnte ſich nicht ein Gegenſtand gerade in der Entfernung finden, welche die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine ſolche Kugel niemals von ungefähr ſo gelegen hätte, niemals von ungefähr wäre ſo geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenſtand durch ſie, von ungefähr, eben da erblickt hätte, wo ſie ihn nach Maßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, ſage ich: aber gut, daß wir dieſe Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Vorausſetzung ſelbſt iſt falſch, und es finden ſich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläſernen Kugel, zu vergrößern, eben ſo wohl gekannt

kannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca*): Litterae quamvis minutae & obſcurae, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daß es Smithen ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf die Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden: doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erſt 1738 herauskam, als de la Hire und Smith ſchon geſchrieben hatten, ſich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß, ungeachtet dieſer Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglaſe nur ſo ein kleiner Schritt zu ſeyn ſcheint, die Alten dennoch

*) Natural. quaeſt. lib. I. cap. 6.

dieſen kleinen Schritt nicht gethan. Daß ſie das Glas nicht zu ſchleifen verſtanden, möchte ich mit dem de la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meinet nicht das Schleifen überhaupt, ſondern das Schleifen in Schalen von gewiſſen Cirkelbogen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt geweſen wäre: wie hätten ſie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen ſo fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu ſchleifen? Ganz gewiß würden ſie darauf gefallen ſeyn, wenn ſie nur im geringſten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die ſphäriſche Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt ſich der Aufſchluß des ganzen Räthſels. Es währte nur darum noch ſo viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Waſſer gefüllten gläſernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläſer überhaupt kam, weil man die Urſache der Vergrößerung nicht in der ſphäriſchen Fläche des Glaſes, ſondern in dem Waſſer glaubte. Daß dieſes der allgemein angenommene Gedanke der Alten geweſen, iſt gewiß;

und ſelbſt die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorher gehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe eſſe majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß ſie, beſonders in dieſem Falle, die Urſache der Vergrößerung dem Waſſer zuſchrieben, in ſo fern es in der hohlen ſphäriſchen Kugel gleichfalls in eine ſphäriſche Fläche zuſammen gehalten wird. Nein; an die ſphäriſche Fläche dachten ſie ganz und gar nicht: ſie dachten einzig an eine gewiſſe Schlüpfrigkeit des Waſſers, vermöge welcher die ungewiſſen Blicke ſo abgleiteten, ſo — was weiß ich, wie und was? Mit Einem Worte: dieſe Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die ſie die ganze Erſcheinung mit eins erklärten. — Und ſo dünkt mich, iſt es faſt immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten ſehen, die wir ihnen gleichwohl abſprechen müſſen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der ſchwer-

ſte iſt, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorſicht iſt, daß ſich gewiſſe Einſichten nicht eher als zu gewiſſen Zeiten entwickeln ſollen: ſondern ſie thaten ihn darum nicht, weil ſie, ſo zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel ſtanden, und irgend ein Vorurtheil ſie verleitete, nach dieſem Ziele auf einer ganzen falſchen Seite zu ſehen. Der Tag brach für ſie an: aber ſie ſuchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War ſie nun einmal da, die gläſerne Kugel des Seneca, durch welche man noch ſo kleine und unleſerliche Buchſtaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man ſich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit ſchwer zu unterſcheidenden Gegenſtänden bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Prodromus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaiſers Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν ἐυθυς, κρατουσι τον
σφυγμον τε·
Θωρυσι και τα σκυβαλα μετα τε υἑλιε —

„ſie kommen, betrachten ihn ſtarr, fühlen ihm „an den Puls, und beſchauen die Auswürfe „mit dem Glaſe.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter dieſem Glaſe eine Brille oder ſonſt ein Vergrößerungsglas zu verſtehen: endlich aber hielt er es für wahrſcheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verſtanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den üblen Geruch abzuhalten. Molineux und Smith ſtimmen dieſer Auslegung bey; und letzterer mit dem Zuſatze, daß ſonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Beſichtigung des Harnes zu erklären ſey. Ja Manni ſelbſt ſagt *): „dies iſt in der That „auch der wahre Verſtand; wie man eben dieſe „Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen „Orten findet: oder man müßte das Glas für „eine Art von lente erklären; wiewohl ich „zweifle, daß die Alten dergleichen Gläſer ge-

*) Nach der deutſchen Ueberſetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

„habt haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt geweſen wäre, daß die Alten dergleichen Gläſer ſchlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linſenförmig geſchliffenen Vergrößerungsgläſer: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Naſe zu ſchützen, als den Augen zu helfen?“ Ein Arzt, dächte ich, ſollte ſo ekel nicht ſeyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, ſich lieber die Naſe zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα τϐ ὑελιϐ ſagt alſo wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläſerne Kugel des Seneca darunter verſtanden werden, die Manni ſelbſt ſo wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf dieſen ſo natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen ſeyn, wenn er gewußt oder ſich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich geweſen, ſich einer vollkommen ähn-

lich gläſernen Kugel zu einer verwandten Abſicht zu bedienen. Invenio Medicos, ſagt Plinius *), quae ſunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam cryſtallina pila adverſis poſita ſolis radiis. Hier iſt dem Plinius dieſe Kugel von Kryſtall; an einem andern Orte iſt es ebenfalls eine gläſerne mit Waſſer gefüllte Kugel **). Sie ſey aber von Kryſtall oder von Glas, mit oder ohne Waſſer geweſen: genug, daß die nehmliche durchſichtige Kugel, welche brennet, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie man ſich ihrer lange zu der einen Abſicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umſtand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieſer nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die ſie folg-

*) Libr. XXXVII. Sect. 10.

**) Libr. XXXVI. Sect. 67. Addita aqua vitreae pilae ſole adverſo in tantum excandeſcunt, ut veſtes exurant.

lich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Waſſer gefüllt, ſondern durch und durch Kryſtall war: ſo müßte ja wohl das falſche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläſer entfernende Raiſonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Beſtandtheilen des Waſſers, wegfallen; und was hinderte die Alten ſodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius iſt ſpäter, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläſerne mit Waſſer gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß ſich beydes auch durch dichte kryſtallene Kugeln thun laſſe; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in dieſem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmaſius *), bey Gelegenheit einer an-

*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Pariſ.

dern Stelle des Plinius ſagt: Vitrum pro cryſtallo accepit Plinius; το κρυσταλλοφανες ἀντι της κρυσταλλου. Die Kugel, von der er geleſen hatte, daß ſie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Kryſtallglaſe, und nicht von wirklichem Kryſtalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beſchreibt; alſo die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch iſt es überhaupt den Schriftſtellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunſt ſeyn, das reine Glas ſowohl als die edlern farbloſen Steine, cryſtalla zu nennen. Doch wozu nur ſo halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, iſt dieſe: es ſey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Kryſtall geweſen; wer ſagt uns denn, daß ſie dichte durch, Kryſtall geweſen? Kryſtall läßt ſich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verſtanden. Was hinderte alſo, daß die wirklich kryſtallene Kugel, durch welche die Alten

brannten und vergrößerten, nicht auch mit Waſſer gefüllt geweſen? Nichts hinderte; vielmehr fand ſich die nehmliche Urſache, warum ſie die Kugel von Glas mit Waſſer füllen zu müſſen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Kryſtall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Waſſer, weil ſie ſich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Waſſers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenſtrahlen nicht aushalten könnte; daß es ohne Waſſer ſpringen müßte. Das ſagt Plinius ſelbſt ausdrücklich: Eſt autem coloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae ſole adverſo in tantum excandeſcant, ut veſtes exurant. Nun aber glaubten ſie auch von dem wirklichen Kryſtall, daß es die Hitze eben ſo wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der ſeltſamen Meinung, die ſie von der Entſtehung des Kryſtalles hatten, um ſo vielmehr glauben *).

*) Plinius lib. XXXVII. ſect. 9. Cryſtallum glaciem eſſe certum eſt — ideo coloris impatiens non niſi frigido potui addicitur.

Folglich konnte gleiche Beſorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorſicht veranlaſſen; füllten ſie die gläſerne Brennkugel mit Waſſer, ſo mußten ſie auch die kryſtallene damit füllen.

6. Und nun, dem Herrn Lippert wieder näher zu treten: was iſt es, was er eigentlich mit ſeiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläſer der Alten betreffend, will? Warum trägt er ſie vor? warum trägt er ſie eben hier vor? Er trägt ſie vor, ohne Zweifel, weil er ſie für neu hielt, wenigſtens den Grund für neu hielt, den er von den durchſichtigen bauchicht geſchliffenen Steinen für ſie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den ſo bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinſchneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und beſſer zu machen ſind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil ſagen laſſen, und außerordentliche Künſtler im Kleinen, deren ich mehr als Einen kenne, haben mich alle verſichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit

ſchlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Inſtrument und Hand, alles gleich ſehr vergrößere. Es iſt wahr, ſie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn ſie beſtimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunſtwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, ſie durch das Glas vergrößert zu ſehen: ſo ſind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künſtler braucht nur denen abzuhelfen, die ein geſundes unbewaffnetes Auge zu unterſcheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe ſeines Geſichts, ſo zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er ſehen könnte, wie er es thut. Wenn alſo auch ſchon die alten Steinſchneider, es ſey die gläſerne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchſichtigen ſphäriſch geſchliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten ſie ihn eben brauchen müſſen? Und nur daher begreif' ich, wie jene gläſerne Vergröße-

rungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt ſeyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey ſo vielfältiger Erwähnung mikrotechniſcher Werke, gedenket: da er im Gegentheil verſchiedene Mittel, deren ſich beſonders die Steinſchneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Geſichts zu erhalten und zu ſtärken, ſorgfältig anmerkt *). Andere alte Schriftſteller gedenken noch anderer ſolcher Mittel, die man alle jetziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläſer ſo allgemein geworden, unſtreitig zu ſehr vernachläſſiget: ſo daß die Frage, ob der Sinn des Geſichts bey den Alten, oder bey den Neuern der ſchärfere ſey? eine Unterſcheidung erfodert. Wir ſehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unſere Augen ſchlechter ſeyn, als die Augen der Alten: die Alten ſahen weniger, als wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht ſchärfer geweſen ſeyn, als unſere.— Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen würde.

*) Lib. XX. ſect. 51. & lib. XXXVII. ſect. 16.

Sechs und vierzigſter Brief.

Ich habe mich bey der erſten Klotziſchen Anmerkung über das Mechaniſche der Steinſchneidekunſt etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um ſo viel kürzer ſeyn können. Sie lautet ſo *):

„Die natürlichen Adern und Flecken eines „Steines dienten den Alten bey erhabnen geſchnittenen Werken oft zur Erreichung ihres „Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben „zu geben und die ſchönſte Malerey zuwege zu „bringen. Sie wußten hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die ſich der „Natur näherte, und machten dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft. Die Farben ſind ſo „gebraucht, daß die Farbe, welche zu einer Sache angewandt worden, ſich nicht auf eine an-

*) S. 53.

„dere zugleich mit erſtreckt, und alle Unordnung „iſt vermieden.“

Welch ſchielendes Wortgepränge! welche abgeſchmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängſtlichen Tändeley! Alſo war es, bey erhaben geſchnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?“ Der Endzweck! kann man ſich ungereimter ausdrücken? Und dieſen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und ſo erreichen, daß die ſchönſte Malerey daraus entſtand? Die ſchönſte Malerey! Eine Malerey, die dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindiſcher hyperboliſiren? Gerade ſo würde ein ſpielendes Mädchen, das Kupferſtiche ausſchneidet, und ſie mit bunten ſeidenen Fleckchen auslegt, dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung ſagen, als was bereits ein Gelehrter davon geſagt hat, welcher gleichfalls ſein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Klotz

fällen wollen, ohne ſich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, ſagt Herr Raſpe *), viele „geſchnittene Steine dieſer Art geſehen. Sie „kommen mir vor, als die Akroſticha und Chro„nodiſticha in der Poeſie. Viel Zwang und et„was Farbe iſt gemeiniglich ihr ganzes Ver„dienſt.“ Auch Herr Lippert erkennet dieſen Zwang faſt an allen ſo maleriſch geſchnittenen Steinen, die er ſeiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollen. Wozu alſo ſo viel Aufhebens davon in einem Büchelchen, das die Gemmen hauptſächlich zu Bildung des Kunſtauges und des Geſchmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort geweſen ſeyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunſt zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die beſten unter dieſen Afterwerken der Kunſt, diejenigen, meine ich, welche die richtigſte ungezwungenſte Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug

*) Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Caſſel 1768.) in 12.

Betrug ſind: ich will ſagen, daß ſie nicht aus Einem Steine beſtehen, deſſen Streife von verſchiedener Farbe man ſo kunſtreich genutzet, ſondern daß es verſchiedene Steine ſind, die man ſo unmerklich auf einander zu ſetzen verſtanden. Sardonyches, ſagt Plinius *), e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non poſſit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumtis omnibus in ſuo genere probatiſſimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch ſo fein ſeyn. — Aber doch iſt auch ſo viel wahr, daß es einem Künſtler weit anſtändiger iſt, den Stoff, in den er arbeitet, ſeinen Gedanken, als ſeine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen **),

*) Libr. XXXVII. Sect. 75.

**) S. Zuſ. XXI.

Sieben und vierzigſter Brief.

Es verſteht ſich, daß ich unter dem Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geſchnittene Steine, die allein dieſen Namen führen ſollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geſchnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weiß aber auch, daß dieſes weder immer geſchehen, noch jetzt von uns geſchehen müßte, wenn wir genuin und beſtimmt ſprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein, welcher zwey Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derſelben geblieben. Dieſes

bekräftiget für mich Boot *): Dum cruſta unius coloris ſcalpitur, ac alterius coloris pro

*) Lib II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil ſein Werk, mit den Anmerkungen und Zuſätzen des Tollius und Laet, unſtreitig das vollſtändigſte und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das Nehmliche, faſt mit den nehmlichen Worten, ſagt: ſcalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim cruſta alba alteri nigrae ſuperpoſita ſit, aut ſecundum alios colores, ut rubens, albae aut nigrae, aut e converſo, ſcalpunt in ſuperiori imaginem, ut inferior veluti ſtratum ſit, has vulgo Cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleich lautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getra-

ſtrato relinquitur, tum gemmarii *Camehujam* vel *Cameum* vocant, ſive Onyx, ſive Sardonyx ſit. Es iſt gleich viel, welche von den Schich-

gen. „Dieſer Schriftſteller," ſchreibt Caylus, (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31. deutſche Ueb.) „hat oft „ganze Stücke aus dem Texte des Cäſalpi„nus abgeſchrieben, indem er nur einige Aus„drücke daran verändert, oder hinzugeſetzt. „Er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er hiervon „gar nichts gedenkt und den Cäſalpinus unter „der Zahl der Schriftſteller, deren er ſich bey „Verfertigung ſeines Werks bediente, nicht „einmal genennt hat." Dieſe Anklage iſt hart: aber Boot hat ein Verzeichniß ſo vieler andern Schriftſteller, die er gebraucht, ſeinem Werke vorgeſetzt; warum ſollte er nun eben den Cäſalpinus ausgelaſſen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl ſeyn, daß Boot mit ſeinem Buche, das 1609 zuerſt gedruckt ward, längſt fertig war,

ten der Künſtler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey ſtehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichſte oder ſchicklichſte iſt; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx ſchneiden ſoll, der eine gleich hohe weiße und ſchwarze

als das Buch des Cäſalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutſchland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäſalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben ſo gut ſchon in ältern Schriftſtellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäſalpinus, mehr als von ungefähr geſchehen könnte, zuſammen zu treffen ſcheinet, dürfen ſie beyde nur Eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl ſelbſt auf mich nehmen, bey den mehreſten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausſchreiber des Cäſalpinus halten können, dieſe, Beyden gemeinſchaftliche Quelle nachzuweiſen.

Schichte hat, ſo wäre es wohl ſehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die ſchwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne ſeiner Kunſt den geringſten Zwang anzuthun: und von dieſem Maleriſchen des Steinſchneiders, ſehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geſchnittener Stein ein Camee heißen, ob ſchon die von Einer Farbe ſo nicht heißen ſollten. Aber das Wort Camee ſelbſt? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir iſt es ſelten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieſes Ding heißt; ich möchte ſehr oft auch gern wiſſen, warum dieſes Ding ſo und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entſchloſſenſten Wortgrüblern; und ſo lächerlich als vielen das etymologiſche Studium vorkömmt, ſo geringfügig mir es ſelbſt, mit dem Studio der Dinge verglichen, erſcheinet, ſo erpicht bin ich gleichwohl darauf.

Der Geiſt iſt dabey in einer ſo faulen Thätigkeit; er iſt ſo geſchäftig und zugleich ſo ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüſtigere Arbeit denken kann. Man ſchmeichelt ſich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man ſucht: man freuet ſich über das Finden, ohne ſich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts iſt, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt ſich auch gern mit: und ſo müſſen Sie ſich ſchon das Wort Camee von mir erklären laſſen.

Wir neuern Deutſchen haben Camee unſtreitig gerade zu, von dem Italiäniſchen Cameo entlehnt. Meine Unterſuchung muß alſo auf dieſes, oder auf das ihm entſprechende franzöſiſche Camayeu gehen. Nun laſſen Sie uns fürs erſte den Menage *) unter Camayeu nachſchlagen, und die daſelbſt geſammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen

*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

es urſprünglich zu einem hebräiſchen, Menage ſelbſt aber zu einem griechiſchen Worte.

Gaffarel ſagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäſſerichte oder gewäſſerte Achate habe, welche vollkommen wie Waſſer ausſähen *), ſo hätten die Juden, die ſeit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils geweſen, das Wort vielleicht von dem Hebräiſchen Chemaija gemacht; welches ſo viel heiße, als Himmliſche Waſſer, oder, nach dem eigenen Ausdrucke dieſer Sprache, ſehr ſchöne Waſſer. — Aber was ſind wäſſerichte oder gewäſſerte Achate? Was ſind Achate, die vollkommen wie Waſſer ausſehen? Sind das Achate, die ſo klar ſind wie das reinſte Waſſer? oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Waſſers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur ſolche Achate, ſolche ſeltene Achate? Gab es denn nicht eben ſo viele,

*) A cauſe qu'on voit des Achates ondées, repreſentant parfaitement de l'eau.

nicht unendlich mehrere, die mit dem Waſſer durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein ſo ſeichter Einfall eine ernſtliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräiſchen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerſtehen; mit Einem Worte, ein Amulet. Denn, ſagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt iſt, ſehr große Tugenden bey *). Doch Huet hätte wiſſen ſollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräiſches, ſondern ein Rabbiniſches Wort iſt; das iſt, ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und ſo fragt ſich: aus welcher? und was beden-

*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui ſont empreintes naturellement de quelques figures.

tet dieſes Wort in der Sprache, aus der ſie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechiſchen verwieſen haben. Denn er ſagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil ſie tief gegraben worden *). Aber wie? es ſind ja gerade nicht die tief, ſondern die erhaben geſchnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

Außer dieſen Ableitungen, iſt mir weiter keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus **) (nach dem Camillus Leonardus glaub' ich) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher ſey Camae gemacht, weil dieſe Art Steine an ſulphuriſchen und heißen Orten gefunden würden.

*) A cauſe du creux où ces pierres ſont taillés.

**) Muſ. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camae a nonnullis vocantur, ſumta denominatione a voce graeca καυμα, quod eſt idem quod incendium: dicunt namque in locis ſulphureis & calidis inveniri.

Cerutus verſteht die Onyxe darunter: aber woher beweiſet er, daß die Onyxe nur an ſolchen Orten erzeuget würden? Und geſetzt, er bewieſe es; wie hat man den Namen Camee, in dieſem Verſtande, gleichwohl nur den geſchnittenen Onyxen beygelegt? Was hatten dieſe vor den ungeſchnittenen Onyxen voraus, daß man ſie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennte?

Noch kahler werden Ihnen alle dieſe Grillen, gegen die wahre Abſtammung geſtellet, erſcheinen. Ich will Ihnen ſagen, wie ich auf dieſe gekommen bin. Die mineralogiſchen Schriftſteller des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wiſſen von ſelbſt, daß die früheſten und beſten derſelben faſt lauter Deutſche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich das Italiäniſche Cameo, das Franzöſiſche Camayeu, das Lateiniſche Camehuja, wie es Boot nennt *), bald

*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Dieſe kannten das Wort Camehuja zuverläſſig nicht; welches ich wider den Herrn

Gemohuidas, bald Gammenhů, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geſchrieben *). Was ich

Cronſtedt erinnere. S. deſſen Verſuch einer neuen Mineralogie, deut. Ueberſ. Seite 16.

*) *Gemohuidas* ſchreibt es Erasmus Stella, deſſen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerſt gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen laſſen. Parte III, cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis ſcalpendas aptae ſunt; harum quanquam multae numero ſunt, *Peantides* tamen, quae & *Gemohuidas* nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae ſignificantur, ſeſe principem offert, quod uſu vulgatior eſt, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhů ſchreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero ſeu ſcalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo, a leni mollitie puto, Speckſtein appellant, & Gammenhů.

daraus aber ſchließen mußte, iſt klar: folglich ſind die erſten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateiniſche Gemma; und die ganze Schwierigkeit iſt nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten ſollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man faſt auf die Vermuthung kommen, daß huja ſo viel als das Deutſche hoch, aufgeſchwollen, trächtig, heißen ſolle. Doch wer würde ſich einen ſolchen

Gemmahuja ſchreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum foſſilium p. 32.

Gemma huja ſchreibt es Agricola: (beym Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant *gemmam hujam*) limes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potiſſimum candida latior, & Sarda noſtris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas ſcalpturas.

lateiniſchdeutſchen Hybrida, den Franzoſen und Italiäner von uns angenommen hätten, leicht einreden laſſen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: ſo mache ich es kurz, und ſage Ihnen, daß huja ſo viel iſt, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zuſammen gezogene und verſtümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: ſo wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja, allem Anſehen nach, auch das Rabbiniſche Kamia.

Ich halte dafür, dieſe Ableitung iſt an ſich ſo einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzuſehen. Der vornehmſte indeß würde dieſer ſeyn: daß vom Cäſalpinus an, es durchgängig von allen mineralogiſchen Schriftſtellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine beſondere Art Steines, ſondern nur ein beſonderer Name eines unter einem andern Namen

bekanntern Steines ſey; nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, ſagen ſie alle, heißt dieſer Stein, wenn er nur geſchliffen, oder ſo iſt, wie er von Natur iſt: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geſchnitten iſt, und zwar ſo geſchnitten, daß Figur und Grund von verſchiedener Farbe ſind *). Iſt nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beyde Namen den nehmlichen Stein: warum ſollen die Namen ſelbſt nicht auch urſprünglich die nehmlichen Wörter ſeyn, wenn ſie es ſo leicht und natürlich ſeyn können, als ich gezeigt habe.

Vor dem Cäſalpinus, wurde der Camehuja bald für dieſen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen beſondern Steine gemacht. Würde dieſes aber wohl geſchehen ſeyn, wenn man ſich um die Abſtammung des Wortes bekümmert hätte? Und hier-

*) *Caeſalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122.* Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum ſolum perpoliti ſunt: exſculptos autem, ut ſubſtratum alterius coloris ſit, Cameos,

aus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es iſt nicht ſo gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht verſteht, die Sache ſchon mehr als halb kennet.

Zu einem beſondern Steine machte den Camehuja, Kentmann *). Auch wohl, vor dieſem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia ſeyn, wie aus den Kennzeichen, die er ſelbſt angiebt, erhellet **). Aus dem Leonardus hat Boot

*) Nomencl. Rer. foſſ. I. c.

*) *Kamam* ſeu Kakamam, eſt albus variis coloribus diſtinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis ſulphureis, ac calidis; & frequentiſſime onixae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla eſt, ſed virtutem ex ſculpturis ſeu imaginibus, quae in ipſo ſculptae ſunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.)

Dieſe

Boot dieſen Kamam in ſein Verzeichniß unbekannter Edelſteine übergetragen; und nun wiſſen Sie doch ungefähr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daſelbſt ſchreibt, denken müſſen. Sie glauben kaum, wie ſehr ich in dieſem Verzeichniſſe mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja Stella und Agricola. Und zwar Stella zur

Dieſe Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben ſagte, daß es wohl Leonardus ſeyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigſtens zeiget dieſe nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derſelbe Stein ſeyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachſe, und daß er ſeine ganze Kraft von den darauf geſchnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher geſagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Paeantides, quae & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae ſignificantur, wohl verführen könnten; nehmlich in den letzten Sylben von Gemmahuja unſer deutſches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer ſagen, was Stella eigentlich will. Er fand in ſeinem Plinius: Paeantides, quas quidam Gemonidas vocant, praegnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieſes Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja ſo viel ähnliches, daß er glaubte, beyde könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen: er formte alſo ſein Gemohuidas vollends darnach, und ſo ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebärerinnen heilſam ſey, weil er ſelbſt ſeines gleichen gebäre. Aber Harduin verſichert, daß er in allen ſeinen Handſchriften des Plinius, anſtatt Gemonidas, Gae-

anidas gefunden; und nun denke man, wie viel auf eine ſo zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in ſeinem Plinius auch Gaeanidas geleſen, ſo wäre ſicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden *).

Auch mißbilligte ſchon Agricola dieſe Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckſtein ausgab **). Doch das iſt wider al-

*) Indeß läßt ſich freylich von Gaeanidas eben ſo wenig Rechenſchaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geſchrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches ſodann Morbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort ſchreibet, Peanites, ſagt:

Feminei ſexus referens imitando labores.

**) (*Apud Gesnerum l. c.*) Lapidis, quam, quia ejus color candidus pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (qui-

len Augenſchein; unter hundert alten geſchnittenen Steinen, ſowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen ſo thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine ſchon gut zu ſchneiden ſind, ſo waren ſie doch den Alten deſto untauglicher zum Abdrucke; es wäre denn — Aber von dieſer Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Herrn D. Vogel, von dem man ſagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckſteine mache *): wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verſtändniſſe derjenigen ſeiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verſchiedenen Na-

dam vocant Gemmam hujam) limes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeantides non recte facit.

*) Prakt. Mineralſyſtem S. 100.

men des Speckſteins auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwey Sylben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte *). Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein

*) (Plinius Libr. XXXVII. Sect. 24.) Exponenda eſt & Onychis ipſius natura, propter nominis ſocietatem: hoc in gemmam tranſilit ex lapide Carmaniae. An der andern Stelle wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. Sect. 6.) ſtehet anſtatt

großer Theil des Werths von dieſem Unterſchiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina ſagen.

Carmania, welches eine Provinz in Perſien war, Germania. Aber Salmaſius hat ſchon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieſes ein bloßer Schreibfehler ſey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anſtatt Germania, dort in den Text nehmen ſollen. Er hat dieſe Ehre wohl ſtreitigern Lesarten erwieſen. Indeß giebt mir das, was er daſelbſt in der Note hinzuſetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, ſchreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam noſtri vocant *Caſſidoine*, ut plerisque viſum. Ich frage, was iſt das für ein Wort, Caſſidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzoſen ſo genannt zu werden? Beym Richelet wird Caſſidoine durch Murrha erklärt und hinzugeſetzt: Manière de pierre précieuſe, embellie de veines, de diverſes couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort ſelbſt

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefähr eben ſo wichtig ſind, als der ganze

herkomme; und davon findet ſich nichts. Ich will es kurz machen: Caſſidoine iſt nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwiſſenheit fortgepflanzet, und nun faſt gültig gemacht hat. Es ſoll Calcedoine heißen: Quae hodie Chalcedonia audit, & corrupte Caſſedonia, ſagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in ſpätern Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, iſt ſchwer zu ſagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das geringſte ähnliches hat So viel weiß ich nur, daß er dieſen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus iſt weder unſer Chalcedon, noch ſonſt ein onyxartiger Stein, ſondern der kalchedoniſche Smaragd des Plinius, vermengt mit eben deſſelben ſmaragdartigem Jaſpis, Grammatias oder Polygrammos

Braſt, mit dem ich dieſen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein geheißen hat und eigentlich heißen ſollte, deſſen Grundlage von einer andern Farbe iſt, als die darauf geſchnittene Figur; der alſo zuverläſſig ein Onyx ſeyn wird, weil unter den Edelſteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verſchiedener Farbe haben: ſo wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beſchaffenheit diejenigen Gemälde ſeyn müſſen, welche die Franzoſen gleichfalls Camayeux nennen, und einſehen, warum dergleichen Gemälden dieſer Name beygelegt worden. Nicht weil ſie das

genannt, wie aus dem Zuſatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich ſey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmaſius, der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius turbida Jaſpis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieſes gehörig bemerkt.

Basrelief nachahmen, heißen ſie Camayeux; wie ſich Pernetty *) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern ſie heißen ſo, weil ſie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalet ſind, und hierin die geſchnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzuſetzen, daß das Erhabene ſo wenig das Weſentliche des Cameo ausmacht, daß auch ſogar tief geſchnittene Steine (Onyxe verſteht ſich) Cameen heißen können und heißen ſollten, ſobald ſie durch die obere einfarbige Schicht bis auf die untere Schicht von einer andern Farbe geſchnitten worden, und alſo die Area von dieſer, und das

*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit ſervir que pour les bas-reliefs, puiſqu'il tire ſon nom du mot grec χαμαι, qui ſignifie *bas, à terre.* Mariette, und aus ihm Richelet, nebſt andern Wörterbüchern, ſagen eben das.

Bild von jener Farbe erſcheinen. Es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß die Franzoſen ſelbſt das Wort Camayeu eben ſo wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouailleurs & les Lapidaires, ſchrieb Felibien in ſeinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte er ſollen weglaſſen. Denn höchſtens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig ſind.

Vielleicht auch iſt dieſer ältere und weitere Gebrauch des Franzöſiſchen Camayeu die Urſache, warum die neuern Schriftſteller dieſer Nation, wenn ſie erhaben geſchnittene Steine durch ein Kunſtwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu ſagen. Wir Deutſche wenigſtens wollen, zu dieſer Abſicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber

fortbrauchen, als das alte Gemmenhů erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in ſeinem lauterſten Verſtande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geſchnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, ſondern auch tief geſchnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir ſodann dieſen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht, eben ſo gut als die Franzoſen, auch die einfarbigen Gemälde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhůe, oder Gemälde auf Gemmenhůart, nennen könnten *).

*) S. die Zuſätze des Herausg. XXII.

Acht und vierzigſter Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung ſeiner zweyten Anmerkung über das Mechaniſche der Kunſt beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klotz zu thun wäre. Ich will es alſo nur gegen ſeine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat ſich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachſchreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, ſind ſeine Worte, ge„denkt eines Sardonych, welcher aus vier La„gen, einer über der andern, beſteht, und auf „welchen der vierſpännige Wagen der Aurora „erhaben geſchnitten iſt.“ Erſt, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines

Sardonych, ſondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche ſagen darf, das weiß ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych ſagen könne, das iſt mir zu hoch. Vielleicht zwar iſt einem lateiniſchen Gelehrten, der ſich herabläßt, deutſch zu ſchreiben, ein ſolcher Schnitzer allein erlaubt. Und ſo habe er denn ſeine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er ſie nennen will, für ſich! Was ich eigentlich hier anmerken will, iſt gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er ſelbſt ſagt, daß er vier Lagen von vier verſchiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß ſchlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen *);

*) *(Plinius lib. XXXVII. ſect. 75)* Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumtis omnibus in ſuo genere probatiſſimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieſer Stelle

zwey, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Karneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Iſidorus, Marbodus nennen dieſe drey Farben, ſchwarz, weiß, roth. Aber die erſte iſt ſo unveränderlich nicht; denn ſie kann eben ſo wohl grau oder braun, als ſchwarz ſeyn. Nur die zweyte und dritte ſind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und

anſtatt e ternis, e cerauniis, und dieſe alte Lesart hat auch der deutſche Ueberſetzer beybehalten, bey dem es ſonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zuſammen gekittet.“ Doch Harduins Verbeſſerung iſt unwiderſprechlich, wie man bey ihm ſelbſt nachſehen mag. Außer dem Iſidorus hätte er auch noch den Marbodus für ſich anführen können, der eben ſo ausdrücklich von dem Sardonyx ſagt:

Tres capit ex binis unus lapis iſte colores;
Albus & hinc niger eſt, rubeus ſuperemi-
net albo.

ohne die dritte kein Sardonyx heißen *). Nun aber iſt unter den vier Farben des von Winkelmann ſo genannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das iſt ſonach der zweyte Grund, warum ihm dieſer Name abzuſprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann ſchlechtweg Onyx, höchſtens einen vielſtreifigen Onyx nennen ſollen. Denn ob man dem Onyx ſchon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt: ſo iſt dieſes doch nur von dem Onyx, wie

*) Salmaſius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die arabiſchen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben ſo wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx ſolle ſo viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als ſey dieſes von einigen geglaubt worden. Denn Plinius ſagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipſo apparet, intelligebantur candore in Sarda.

er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächſt, zu verſtehen. Ich will ſagen: da dieſe zweyfarbigen Schichten wechſelsweiſe parallel laufen, ſo kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verſchiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine ſolche Dicke zu Ring- und Siegelſteinen eben nicht die bequemſte iſt: ſo wird er freylich aus der Hand des Steinſchleifers ſelten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn dieſe Schichten dünne genug ſind, oder das Kunſtwerk, zu welchem er beſtimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie geſagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verſchiedenen Schattirungen haben können. Und das iſt hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmanniſchen Steines ſind in ihrer Folge, ſchwarzbraun, braungelb, weiß und aſchgrau. Alle dieſe Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und beſonders, ſieht man wohl, ſind die zwey erſten nichts als Verlauf der nehmlichen

lichen Schichte ins Hellere: ſo wie die vierte, die aſchgraue, (wenn ſie ihm anders hier nicht aufgeſetzt iſt,) nichts als allmähliche Verdunkelung der weißen Schichte in die natürlicher Weiſe wiederum angrenzende ſchwarzbraune oder braungelbe, ſeyn dürfte. Freylich iſt die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beyde ſind, ihren Beſtandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beylegen *)? —

Ein zweytes Exempel nimmt Herr Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanet„tiſchen Sammlung, ſagt er, wird ein Tiger „aus dem orientaliſchen Steine, Maco, bewun„dert, wo ſich der Künſtler der Flecken des Stei„nes bedient hat, um die Flecken des Tigers

*) S. Zuſ. XXIII.

„auszudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem ſolchen Steine gehört? Da wird ſich ganz gewiß wieder der Setzer verſetzt, oder der Schreiber verſchrieben haben. So iſt es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieſer Daktyliothek ſind, ſagt: exſculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco alſo; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhaſtein meinet; einen Stein, den jetzt faſt jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn — ich will nicht ſagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — ſondern Gori ſelbſt nicht gekannt haben. Denn ſonſt hätte er ihn uns gewiß bey ſeinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition iſt, und nicht bloß bey dieſem ſo viel als nichts ſagenden Juwelierna-men, genannt. Der Mokhaſtein iſt ein Den-drachat, und hat in den neuern Zeiten dieſen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Län-

dern nach dieſem Hafen gebracht und von da in Menge nach Europa geführet wird *) **).

*) Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt, S. 86. Agates, with the reſemblance of trees and ſhrubs on them, they call'd, for that reaſon, *Dendrachates*. Theſe are what our jewellers at this time call Mochoſtones, but improperly; for they are not the product of that kingdom, but are only uſed to be brought from other countries and ſhipp'd there for the uſe of our merchants.

**) S. Zuſ. XXIV.

Neun und vierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabey denken.

Sie erinnern ſich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigſten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer ſolchen Prasma fand er den Stein ſehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte *): und wie ſagt er, daß man dieſen Stein nenne? Quem Igiadam appellant: oder mit den Worten ſeines Ueberſetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di

*) Tab. IX. p. 17.

Smeraldo aſſai ſi avuincina. Sie ſollen zwanzig Naturaliſten aufſchlagen, ehe Sie dieſer Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verſtümmelte ſpaniſche Name eines ſehr bekannten Steines iſt? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenſtein, den ſie häufig aus ihren amerikaniſchen Provinzen bringen *). Dieſer hat auch wirklich die Farbe eines Praſius oder Präſem; aber bey weitem nicht deſſen Härte, und kann folglich auch deſſen Politur nicht haben. Dazu iſt der Name Igiada bey dem Gori um ſo viel unſchicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt ſeyn könnte **).

Sollte ein Gelehrter dem unwiſſenden Pöbel die Worte ſo aus dem Munde nehmen,

*) Laet, Libr. I. Cap. 23.

**) S. Zuſ. XXV.

wenn es nur an ihm liegt, ſich von den nehmlichen Dingen ohne ſie, eben ſo richtig als allgemein verſtändlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforſcher ſprechen? Gleichwohl iſt es in den ſpätern Zeiten faſt immer geſchehen; und nur dadurch ſind in dieſem Theile der Naturgeſchichte der Dunkelheiten und Verwirrungen ſo viel geworden, die ſich nothwendig auch je länger je mehr häufen müſſen, wenn ſich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem erſten dem beſten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider dieſe Unart: aber was half es? Seine Worte ſind der Beyſpiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, ſchreibt er *), viros alioquin doctos, in his rebus, quae natura tanta ornaſſet pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut ſcil.

*) Praef. Interpret. Gemm.

Carbunculos *Rubinos*, Lychnites *Amandinos*, Sandarefios *Granatos*, Chryſolithos *Citrinos*, dicerent & plerasque alias ineptiſſimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantiſſimis nominibus apud ſcriptores, tum Graecos, tum Latinos, celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt, wird man die übrigen neugeprägten Namen von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darin auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bey dem Plinius ein und eben derſelbe Stein; einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beyde ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beyde ſind ihm nigriores oder remiſſiores carbunculi, und von beyden ſagt er, daß ſie in Orthoſia caute oder

circa Orthoſiam gefunden würden. Wenn alſo Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: ſo macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das iſt, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäſalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das iſt, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterſcheiden eben dieſe den Amandin von dem Almandin, welchen letztern ſie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob ſchon ohne im geringſten zu vermuthen, daß dieſer und die Lychnis ein und eben derſelbe Stein ſey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde ſie den Almandin und Amandin zu zwey verſchiedenen Steinen machen: beyde Namen ſcheinen nur Ein Wort, beyde nichts als das verſtümmelte Alabandicus zu ſeyn. Dazu kömmt eben dieſes Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geſchrieben als ſie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß geſpreng-

ter Rubin ſeyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin *). Kurz, die Weſen ſind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß ſelbſt Hill ſich dieſen chimäriſchen Unterſchied noch gefallen laſſen **).

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern ſeltſamen Namen eines Edelſteines den eigentlichen Aufſchluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unſere Vorältern, wie Sie wiſſen, nannten einen Opal einen Wayſe, oder wie ſie es ſchrieben, Weſe, Wehſe, Weiſe. Woher dieſem Steine dieſer Name? Boot will, er habe ihn vermittelſt des Paederos erhalten, eines Beynamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem ſchönſten Opal wegen ſei-

*) Parte III. cap. 1.

**) Theophraſtus's Hiſtory of Stones, p. 44.

TAYLOR INST. OXFORD

ner beſondern Lieblichkeit gab. Olim Paederos, ſchreibt Boot *), haec gemma vocata eſt, a puero & amore, quod pueri pulcherrimi & innocentiſſimi inſtar omni amore digna ſit. Ab hoc nomine forte deductum eſt nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehſe; id eſt, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf ſein Wort glauben, daß Wayſe ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigſtens wird es von beyden gebraucht, und zwar von beyden als ein Wort weiblichen Geſchlechts: wir ſagen, „dieſer Knabe iſt eine Wayſe, er ward ſehr jung zur Wayſe.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geſchlechte; ob ſchon nicht bloß für das männliche Geſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, welche Wayſen ſind, liebenswürdige

*) Lib. II. cap. 46.

Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen: das deutſche Wayſe iſt nichts als das überſetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden *). Hätte Boot bey dem Stella dieſes geleſen, ſo würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueberſetzung von Wayſe ſey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella

*) Quaenam haec gemma foret, quam tantopere & ad inſaniam Nonius adamaſſet, quam ego Opalum quum dixiſſem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco, Orphani nomen ſubſtituere, id veniſſe, ob id elimandum obeliſcoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inſcribendum fore.

erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Friſchen muß der Urſprung des Weſe unbekannt geblieben ſeyn; er führt das Wort, daß er nach dem Peucer durch Aſterios und Eriſtalis erkläret, in ſeinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demſelben beybringt, daß die Deutſchen dieſen Namen mehrern Edelſteinen beylegten, ſo hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzuſetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als ſolchen, die, ſo wie ſie gewendet werden, in verſchiedene Farben ſpielen, und folglich insgeſammt unter das Geſchlecht der Opale gehören *).

*) S. Zuſ. XXVI.

Funfzigſter Brief.

Auch finden ſich die nichtsbedeutenden Namen Achatonyx, Achatſardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel iſt es, der dem Herrn Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen ſoll: ſo hat der Achatonyx den ſeinigen an einem Jenaiſchen Recenſenten des erſten Theiles dieſer Briefe bereits bekommen *). Dieſer leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geſchlechtsnamen, alle edlere Hornſteine begreife, und ſagt, „wir haben noch nie gehört, „daß man den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieſes Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brück-

*) St. 96. Jahr 1768. — Vergl. Leſſings Kollektaneen, Th. XV. dieſer Samml. S. 19. f.

mann ſagt *): „Der Achat wird von den „mehreſten Schriftſtellern, die von Edel„ſteinen geſchrieben haben, für das Hauptge„ſchlecht aller dieſer Steine ausgegeben, welche „wir in dieſem Abſchnitte beſchrieben haben.“ Und was hatte er in dieſem Abſchnitte für Steine beſchrieben? „Quarzartige, im Anbruch „glatte oder glänzende, halb durchſichtige und „undurchſichtige Edelſteine, die auch von eini„gen hornartige, der Aehnlichkeit zufolge, ge„nennt werden.“ Ja, er ſetzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchſichtigen Steinen „werden der Chalcedon, der Carneol u. ſ. w., von „undurchſichtigen der Onyx für Achatarten an„genommen.“ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaiſche Wir, vielwiſſenden Tones, ſeine Mineralogie gelernt, daß es ſo bekannte Dinge theils läugnet, theils nie gehört hat? Und ſo, wie die mehreſten Schriftſteller vor Brückmann den Achat zum Geſchlechtsnamen aller edlern Hornſteine, den Chalcedon

*) Abhandlung von Edelſteinen S. 85.

nicht ausgeſchloſſen, gemacht: ſo haben dieſes auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln ſtatt aller nennen will *).

„Der Name Achatonyx, fährt der Jenenſer fort, „iſt kein Monſtrum, wie Leſſing „glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu einem „Geſchlechte gehören. Auf ſolche Art müßte der „Chalcedonyx auch ein Monſtrum ſeyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monſtrum genannt, nicht in ſo fern Achat und Onyx zu einem Geſchlechte gehören, und nur verſchiedene Arten des nehmlichen Geſchlechts ſind, die ſich allerdings componiren laſſen, wie ich bey dem Sardonyx zugeſtanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erſt zu lernen brauche; ſondern in ſo fern, als Achat das Geſchlecht und Onyx die Art iſt, und alle Compoſita aus Geſchlecht und Art widerſinnige Compoſita ſind. Gleichwohl möchte man ſich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unſern Chalcedon kannten die Alten unter dieſem Namen, geſchweige

*) Mineralſyſtem S. 132.

den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx iſt jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, ſo heißt der Stein Onyx: aber wann und warum ſoll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchſichtiger iſt? Schon der Onyx iſt ja nicht immer ganz undurchſichtig; und es muß daher wohl eine ſehr mißliche Sache ſeyn, mit Brückmann *) den ganzen Unterſchied zwiſchen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Weniger beruhen zu laſſen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein ſeyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen beſondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, ſo mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus dieſem Chalcedon nun wiederum

einen

*) S. 71 und 80.

einen Chalcedonyx machen ſoll, das kann ich nicht begreifen.

Es iſt freylich bloß willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geſchlechtsnamen der edlern Hornſteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thulich *), weil der Achat nichts als eine Zuſammenſetzung mehrerer ſolcher an Farbe und Durchſichtigkeit verſchiedener Hornſteine ſey, gegen die er ſich gleichſam wie die Glockenſpeiſe zu den Ingredienzen derſelben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Meſſing oder Bley zu einer Art Glockenſpeiſe zu machen: eben ſo ungereimt ſey es, den Karneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag ſeyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmann den Chalcedon, anſtatt des Achats, zum Geſchlechtsnamen aller dieſer Steine ausſondern. So viel bleibt doch immer unſtreitig, daß ſie alle zu Einem Geſchlechte gehören, und daß, wenn man

*) S. 86.

auch ſchon den Onyx nicht zu einem Achate machen ſollte, dennoch beyder Beſtandtheile die nehmlichen ſind, und ſie ſich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieſer Farben, unterſcheiden können. Aber auch das ſollen ſie nicht, zu Folge dem Jenaiſchen Recenſenten: denn er ſagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müſſe er darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenſchaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden.“ Daß doch ſolche Herren meiſtentheils das Beſte in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe ſind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für ſeine Belehrung wiſſen. Nur muß er mir nicht mit den ſo genannten Bandſteinen aufgezogen kommen. Denn es iſt zwar wahr, daß die Bandſteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen

haben, und doch keine Onyxe ſind: aber ſie ſind auch keine Achate. Sondern es ſind Jaſpisarten; wie ſie denn auch bey Kennern Bänderjaſpis heißen, und nur von ganz Unwiſſenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophraſt hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das iſt ſie auch beſtändig geweſen und iſt es noch jetzt, da man ſich an die Farben ſelbſt, welche Theophraſt angab, nicht mehr bindet *).

*) Theophraſt ſagt, daß das Weiße und Braune, aus welchen der Onyx beſtehe, parallel liegen müſſe. Das Uebrige will ich mit den Worten ſeines engliſchen Commentators bekräftigen. The zones, ſagt Hill, are laid in perfect regularity, and do not, according to the judgment of the niceſt diſtinguiſhers of the preſent times, exclude it from the Onyx-Claſs, of whatſoever colour they are, except red; in which caſe it takes the name of Sardonyx. The colour of the ground

Wahrlich, es verlohnt ſich der Mühe, die ausgemachteſten Sachen zu bezweifeln, die angenommenſten Syſteme zu verwerfen und überall das Oberſte zum Unterſten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu laſſen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieſer, daß man einen Onyx darunter verſtände, der an Achat angewachſen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er gewachſen. In dieſem Sinne kann ſich auch wohl der Naturaliſt dieſes Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in ſeinem Kabinette zu bemerken: ſo wie er noch tauſend ſolcher Namen machen kann, ähnliche Verbin-

and regularity of the zones, are therefore the diſtinguiſhing Characteriſtics of this ſtone: and in the laſt, particularly, it differs from the Agate, which often had the ſame colours, but placed in irregular clouds, veins, or ſpots.

dungen verſchiedener Körper anzudeuten. Aber dieſe Namen zu Benennungen beſonderer Arten machen, und von ihnen etwas ſagen, was ſich nur von eignen Arten ſagen läßt, (wie z. E. mit Herrn Klotz, daß ſich die Alten zu erhabnen Werken am häufigſten der Achatonyxe bedienet,) das iſt eine große Ungereimtheit, die ſich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geſtändniß der Unwiſſenheit, entſchuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatſardonyx und allen den Compoſitis, die ohne Beyſpiel der Alten gemacht worden. Herr Lippert iſt daran ſehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatſardonyxe, ſondern auch Achatchalcedonier, Sapphir-Achate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von dieſen Namen in dem Sinne will verſtanden wiſſen, von dem ich geſagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten laſſen. Ich zweifle, ob er z. E. unter ſeinem Sapphir-Achat einen Sapphir verſteht, der an einen

Achat angewachſen, oder nicht vielmehr einen etwas durchſichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und dieſe Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen ſollen, dergleichen eigenmächtige Compoſita zu vermeiden.

Ein und funfzigſter Brief.

Sie wundern ſich, daß ich eines Jenaiſchen Recenſenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz ſelbſt dazu ſagt.

Ich habe lange bey mir angeſtanden, ob ich Sie davon unterhalten ſoll. Die Ränke ſchlechter Schriftſteller, wenn ſie ſich in die Enge getrieben fühlen, ſind Ihnen ja wohl ſchon aus andern Beyſpielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigſtens hier Original zu ſehen, hat er es bey den alten bewenden laſſen, die er jedoch treulich alle durch verſucht, ohne ſich daran zu kehren, daß die letztern immer die erſtern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern geſehen hatte, gab er

ſich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperſon davon zu ſprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen, ſo empfindlich werden können; er verſicherte, daß ihm ſein Bewußtſeyn der untadelhafteſten Abſichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigſten meinen Zorn, zu befürchten; er erklärte, daß unſer Zwiſt das Publicum, in deſſen Angeſichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig intereſſire, daß er nicht einſehe, welchen Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben würden; er ſprach von ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte ſeine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunſt wiſſe, ſchuldig ſey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verſtanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewiſſen Punkt ja auch nicht verſtanden, und führte mir ſchließlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten

von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte *).

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können — war, wie folget.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig." — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind denn wir beyde, Herr Klotz und ich, unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und

*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Herrn Klotz, im 133sten Stücke des Hamburg. Corresp. vorigen Jahres. Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

dann und wann, irgend ein ſtudirter Müßiggänger, dem es gleich viel iſt, mit welchem Wiſche er ſich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder ſchadenfroher Pedant, irgend ein ſich erholen oder ſich zerſtreuen wollender Gelehrter, irgend ein junger Menſch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und dieſe Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum ſind: ſo intereſſiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz ſagt zugleich, „er ſehe nicht ein, daß die Künſte und Wiſſenſchaften einigen Nutzen aus unſerm Zwiſte haben würden.“ Das wäre nun deſto ſchlimmer für ihn, der einen ſolchen Zwiſt erregt hat! Doch, ſollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bey Herrn Klotz weder eine Kunſt noch eine Wiſſenſchaft iſt.

Herr Klotz ſpricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Beſcheidenheit vor-

getragen. Wenn die Beſcheidenheit darin beſteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiſet, ohne einen Bückling dazu zu machen: ſo mag ſeine Beſcheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich dünkt, die wahre Beſcheidenheit eines Gelehrten beſtehe in etwas ganz anderm: ſie beſtehe nehmlich darin, daß er genau die Schranken ſeiner Kenntniſſe und ſeines Geiſtes kennet, innerhalb deren er ſich zu halten hat; daß er für jeden Schriftſteller ſo viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widerſprechen, als bis er ihn verſtanden; daß er nicht verlangt, der mißverſtandene Schriftſteller ſolle es bey ſeinem Widerſpruche bewenden laſſen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beſchuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er ſich ſelbſt zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiverſirt, nicht in einem ſauerſüßen Tone, mit einer ſchnöden Miene, ſtatt aller Antwort vorwendet, „das Pu„blicum intereſſire dergleichen nicht, er ſehe

„nicht ein, was für Nutzen Künſte und Wiſ„ſenſchaften davon haben könnten! u. ſ. w.“

Mit ſolchen Wendungen macht ſich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann iſt zwar höflich, aber nie beſcheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit ſo leicht für Beſcheidenheit gehalten wird! Aber noch ſchlimmer, wenn die kleinſte Freymüthigkeit Unwille und Zorn heißen ſoll!

„Mein Bewußtſeyn, ſagt Herr Klotz, daß „ich niemanden in der Welt beleidigen woll„te.“ —

Beleidigen! vorſetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herrn Klotz das zutrauen? Einem vorſetzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält ſich ſein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit ſelbſt bekennet *). Aber iſt denn, einem eine unangeneh-

*) Allgemeine Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

me Stunde machen, eben ſo viel, als einen beleidigen?

„Dieſes Bewußtſeyn, ſagt er, erlaubt mir „nicht, jemandes Unwillen, am wenigſten Herrn „Leſſings Zorn, zu befürchten.“ Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum beſten!

Und ſeine Leſer ein wenig mit zugleich. Denn nun ſoll ich es für gut befunden haben, Herrn Klotz im Angeſichte des Publicums zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß für gut befunden, mich ſeinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Urſache, weil ſie mich leider nie belehrten. Und geſchahen dieſe Belehrungen nicht auch im Angeſichte des Publicums? oder geſchieht das nicht im Angeſichte des Publicums, was Herr Klotz in ſeinen Schriften thut? Es könnte ſeyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgeſetzt iſt, die Meinung eines andern nicht zu faſſen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftſteller iſt, könnte er ſich Zeit nehmen, ſie zu faſſen. Und wie, wenn er

durchaus keine recht faßt, dieſer ehrliche Schriftſteller?

Sehen Sie nur; ſelbſt da verſteht mich Hr. Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verſtanden habe. Er ſagt, „ich gebe ihm in „meinem Laokoon Schuld, daß er die homeri„ſche Epiſode vom Therſites um deswillen ta„dele, weil Therſites eine häßliche Perſon ſey; „dieſes ſey ihm nie eingefallen; er habe ihn „deswegen weggewünſcht, weil er eine lächer„liche Perſon ſey, und durch ſeine Gegenwart „die feyerliche Harmonie des epiſchen Gedichts „zerſtöre.“

O, ich habe ihn alſo recht gut verſtanden; denn ich habe ihn gerade ſo verſtanden, wie er ſich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Urſache, warum Herr Klotz den Therſites aus dem Homer wegwünſcht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieſer Urſache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poeſie Häßlichkeit zu ſeyn aufhöre, und entweder lächerlich oder ſchrecklich werde?

Vielmehr, wenn Therſites in dem Homer bloß eine häßliche Perſon wäre, ſo hätte Hr. Klotz, nach meiner Meinung, ſehr Recht, ihn wegzuwünſchen. Aber er iſt nicht ſowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieſer Urſache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünſcht, ſage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epiſchen Gedichts, iſt eine Grille. Euſtathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren ſich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu ſtürmiſch geworden. Wenn Therſites, weil er lächerlich iſt, weg müßte; ſo müßten mehr Epiſoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche iſt dem Homer nicht entwiſcht: ſondern er hat es mit großem Fleiße und Verſtande geſucht.

Das iſt es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon verſprach. Das iſt es, wovon mir damals Herr Klotz ganz und gar keine Idee zu haben ſchien, ob ich ihn ſchon für einen Gelehrten von ſonſt

ſehr richtigem und feinem Geſchmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geſchmack iſt nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch iſt ein Mann von Geſchmack noch lange kein Kunſtrichter. Zu dieſem finde ich in Herrn Klotz jetzt noch eben ſo wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er ſchon damals die deutſche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worin ich ſehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Luſt hätte, weiter darin gelobt zu werden. —

Auf dieſe Antwort, und nachdem Herr Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erſchien ein zweyter Aufſatz von ihm, in dem nehmlichen Correſpondenten *). Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweiſenden Mine nicht ganz gethan ſeyn dürfte: er ließ ſich alſo auf die Rechtfertigung ſeines Tadels ein, und hören Sie doch, was er dieſem Tadel überhaupt für

*) St. 154. 55. vor. Jahr.

für eine Beſchönigung giebt! „Wenn Herr Leſ„ſing, lauten die Worte, über die Zweifel, die „ich gegen ſeinen Laokoon auf die beſcheidenſte „Art gemacht habe, mir ſo deutlich ſeinen Un„willen bezeugt, ſo kann mich dieſes nicht an„ders, als ſehr befremden. Herr Leſſing ver„langte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766 „meine Widerſprüche ohne allen Rückhalt, „und er bezeugte mir in ſo gefälligen und höf„lichen Ausdrücken ſein Verlangen über mein „Urtheil von ſeinem Laokoon, daß ich es ſogar „für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Mei„nung über einiges zu ſagen. Ich habe auch „dieſes, wie ich glaube, auf eine Art gethan, „die der Höflichkeit, welche mir Herr Leſſing „erwies, gemäß war. Es war mir bloß um „die Liebe zur Wahrheit zu thun: nie habe ich „den Willen gehabt, etwa Fehler aufzuſuchen „und dadurch Herrn Leſſing beſchwerlich zu wer„den. Wäre dieſes meine Abſicht geweſen, ſo „würde ich gewiß ſeine Hypotheſe vom Borghe„ſiſchen Fechter zuerſt angegriffen haben. Ehe „noch in den Göttingiſchen Anzeigen (1768.

„S. 176.) dieſe Erinnerung gemacht wurde, „hatte ich bemrkt, daß Herr Leſſing zwey Sta„tuen mit einander verwechſelt habe. Denn „die Stellung des Fechters (ſ. Villa Borgheſe „S. 217.) kann ganz und gar nicht dem Cha„brias beygelegt werden.“

O des unſchuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widerſprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkiſch, wie mir ſelbſt ungleich, muß ich gegen ihn nicht erſcheinen! — Wenigſtens legt er es darauf an, daß ich ſo erſcheinen ſoll.

Seinen bis jetzt ſo freundſchaftlich verſparten Vorwurf, den Borgheſiſchen Fechter betreffend, haben wir ſchon vorgehabt *). Wenn es wahr iſt, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingiſche Gelehrte, meine Verwechslung dieſes Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: ſo mache er ſein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worin dieſe Verwechslung

*) Brief 36.

geſchehen: es liegt ſeiner Ehre daran, dieſes zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: ſo war er auch hier nicht bloß der kahle Nachbeter, ſondern der plagiariſche Nachbeter, der bey allem ſeinem Nachbeten immer noch ſelbſt geleſen, ſelbſt gedacht haben will. Er merke aber wohl, es iſt von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den beſondern Rechtfertigungen ſeines Tadels führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er beſteht auf ſeinen Tadel, und ich ſchweige. Mich ſelbſt wiederholen, iſt mir noch ekelhafter, als es dem Leſer ſeyn würde; neue Erläuterungen aber, ſehe ich nicht hinzu zu ſetzen. Das letzte Wort will ich ihm gern laſſen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht laſſen, Jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um ſein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft ſich ja auf eine Zuſchrift

von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenten Stücke der Deutschen Bibliothek des Herrn Klotz — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben; oder geschwind noch lesen müssen?

Zwey und funfzigſter Brief.

Herr Klotz ſah, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden laſſen; er ſah, daß ich ihm den Krieg in ſein eignes Land ſpiele: und das war ihm zu arg! Nach dieſem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit ſeiner ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verläumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müſſe es damit wohl ſeine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Klotz um ſein Urtheil über meinen Laokoon erſucht. Denn er erzähle ja die ganze Geſchichte, wie er auf die Prüfung deſſelben gekommen, und dieſe fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unter dem 9ten Jun. 1766, an ihn geſchrieben.

Schlimm genug, daß er ſie damit anfängt. Ich habe alſo wohl zuerſt an ihn geſchrieben? Nicht Er iſt es, ſondern ich bin es alſo wohl, der die Correſpondenz zwiſchen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernſt vergeſſen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf ſeine Zuſchrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernſt vergeſſen, daß er mich in dieſer ſeiner frühern, ſeiner erſten Zuſchrift, um Erlaubniß bat, mir ſeine Zweifel über den Laokoon in den Actis liter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das iſt, ſo bin ich genöthiget, ihm ſein Gedächtniß aufzufriſchen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, ſeinem Beyſpiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu laſſen: ſo kann mir nicht anders als vergönnt ſeyn, eben das mit ſeinem ganzen Briefe zu thun. Hier iſt er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter Herr, „Sie in meinem zarteſten Alter bey meinem „Vater in Biſchofswerda geſehen zu haben, „wohin Sie ein gewiſſer Herr Lindner, wo ich „nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht „glauben, wie ſehr ich mich freue, ſo oft ich „meinen Freunden ſagen kann, daß ich Sie von „Perſon zu kennen das Glück habe. Warum „ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen „erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre „Freundſchaft durch eine Sprache verdienen „könnte, welche Ihnen verdächtig ſcheinen „möchte, da ſie ſo oft von der Verſtellung ge„braucht worden. Aber erzeigen Sie mir im„mer die Wohlthat, und glauben Sie mir auf „mein Wort, daß ich es allezeit für meine „Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigſten „Verehrer zu ſeyn, und daß vielleicht wenige „Sie ſo zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten „geliebt haben, als ich.“

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr „Laokoon! Ich bin Ihnen es ſchuldig, daß ich

„einmal an einem Orte, wo Barbarey und Un„wiſſenheit herrſcht, und wo ich nur verdrieß„liche Geſchäfte habe, auf einige Tage aufge„heitert worden. Ein Mann von Ihrer Den„kungsart nimmt mein Geſtändniß nicht übel, „daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen „zufrieden bin. Ja, ich bin ſo frey zu glauben, „daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zwei„feln weiter nachgedacht habe, ſolche in den „Actis liter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es, „um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn „wie viel habe ich nicht ſchon in Ihrem Buche „geleſen, das ich zuvor nicht wußte!“

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue „Ausgabe der Epp. Homeric. zu machen. Es „ſind mir verſchiedene geſchnittene Steine und „andere Monumente vorgekommen, woraus „ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen ent„ſtanden. Das Gedicht des Sadolets über „den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthaei Tof„cani Carmin. Poëtar. illuſt. Italorum (Lute„tiae 1577.) wo es im 2ten Theile S. 132

„ſtehet, mir gleichfalls angemerkt. Nun ſehe „ich, daß Sie mir zuvorgekommen ſind.“

„Vielleicht iſt dem Lieblinge der griechiſchen „Muſe es nicht unangenehm, wenn ich noch „hinzuſetze, daß die noch nicht bekannte Antho„logie des Strato nun völlig in meinen Hän„den ſey. Ich habe einen Theil dieſer kleinen „Gedichte meinem Commentar über den Tyr„täus eingewebt, welchen Richter jetzt mit ei„ner vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein „großer Theil aber iſt zu frey, als daß er wenig„ſtens von mir bekannt gemacht werden kön„ne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit „Ihnen zu reden, bis ich die Verſicherung ha„be, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu „ſeyn. Unterdeſſen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9 May, 1766.

gehorſamſter Diener,

Klotz.

Dieſen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet geweſen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungeſittetſte Kälte geweſen wäre, nicht einſtimmen zu wollen. Herr Klotz erinnert ſich, mich in ſeinem zarteſten Alter in dem Hauſe ſeines Vaters geſehen zu haben: ich werde mich deſſen auch erinnern müſſen. Herr Klotz verſichert mich, allezeit einer der aufrichtigſten Verehrer von mir geweſen zu ſeyn; von mir als Schriftſteller, verſteht ſich; und Herr Klotz war auch Schriftſteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will ſagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem erſten dem beſten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem erſten dem ſchlechteſten, vieles lernen: und alſo auch das Compliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich: Herr Klotz iſt nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er

will dieſen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm ſodann erlauben werde, mir ſie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es Ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu ſchreiben pflegt! Alſo nicht bloß erlauben muß ich Ihm das: ich muß Ihm wenigſtens verſichern, mich darauf zu freuen.

Allein dieſe Verſicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Luſt hätte, mir darauf zu antworten — iſt dieſe Verſicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerſt anbietet, willkommen ſeyn werden, iſt dieſe Verſicherung eine eigentliche von mir herſtammende Bitte um dieſes Urtheil, um dieſe Anmerkungen und Zweifel? Kann man ſagen, daß ich ihn um das erſucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl ſagt es Herr Klotz; gleichwohl darf er ſich unterſtehen, es mit meinen eigenen Worten beweiſen zu wollen.

Meine eigenen Worte ſollen dieſe geweſen ſeyn: „Ich verſpreche meinem Laokoon wenige „Leſer, und ich weiß, daß er noch wenigere gül„tige Richter haben kann. Wenn ich Beden„ken trug, den einen davon in Ihnen zu beſte„chen, ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, „als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt „widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey „bloß in der Abſicht geſchehen, mir Ihre Wi„derſprüche ohne allen Rückhalt zu verſichern, „wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffener Mann „erſt gereitzt werden müßte, wenn er nach Ue„berzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche Ther„ſites ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtif„ten, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang. „Schreibt man denn nur darum, um immer „Recht zu haben? Ich meine, mich um die „Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, „wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Ur„ſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn „ich ſie ſelbſt entdecke. Mit dieſen Geſinnungen „kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in „den Actis liter. nicht anders als freuen.“

Ich erkenne in dieſen Worten meine Denkungsart: es mögen alſo gar wohl meine eigenen Worte geweſen ſeyn. Aber was folgt daraus für Herrn Klotz? Es waren, wie Sie geſehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja ſo wenig auffodernd, daß ſie ihn vielmehr hätten ſtutzig machen müſſen. Ich laſſe ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur ſehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für dieſen annehme, ſo geſchieht es nur, weil er ſich ſo zuverſichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter ſeyn; und daraus ſchließe ich, daß er ſich aus der kleinen Zahl der gültigen zu ſeyn, fühlen müſſe. Konnte ich ihn damals ſchon beſſer kennen, als er ſich kannte? —

Aber ein Wort von dieſer ſo ſtolz klingenden Aeußerung ſelbſt! Sie klingt es bloß; ſie iſt es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur ſehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntniſſe, ein ganz beſonderer Scharfſinn darzu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein

groſſer Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beydes, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehreſten von ihnen halten Scharfſinn, auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten

derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eins, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Abſicht ſeyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu ſchreiben. Ich ſchreibe über ſie, nicht für ſie. Sie können mich, ich aber nicht ſie entbehren. Um mich in einem Gleichniſſe auszudrücken: ich wickle das Geſpinnſte der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammle, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen und dieſe zu dem Kapitale ſelbſt gedachter Wahrheiten ſchlagen kann. —

Drey und funfzigſter Brief.

Das alſo iſt erwieſen, daß ich Herrn Klotz um ſein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach geweſen, ehe mich ſeine Zuſchrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerſpruche, zu welchem er ſich aufwarf, wohl könne gereitzt haben. Gereitzt! denn ich hatte ihm ſelbſt gelegentlich widerſprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben laſſen, daß ich ihn für gereitzt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Verſicherung, daß ich ihn nicht dafür hielte, merken laſſen. Kurz, ich ſehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erſchien das Stück von den Actis liter. *), in welchem Herr Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben ſelbſt zuzuſchicken. Ich theile auch dieſes ganz mit; denn da Herr Klotz es einmal für gut befunden, unſer Publicum in einen Privatbrief gucken zu laſſen: ſo mag dieſem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet ſo:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ih„re Ankunft in Halle, mein wertheſter Herr, „gewartet, und mit dieſer Hoffnung mir alles „das Unangenehme, welches mein Profeſſor„amt bey ſich führet, verſüßt hatte, bringt mir „mein Freund, Herr Hauſen, die Nachricht, „daß Sie in Berlin ſind. Es bleibt mir alſo „nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, „Sie zu umarmen, zu verſchaffen, ſelbſt nach

*) Voluminis III. Pars III,

„Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich „auf Ostern meinem Verlangen werde ein Ge„nüge leisten können. Unter die Vortheile, die „ich mir von dem Warschauer Antrage ver„sprach, rechnete ich immer auch den, daß ich „Sie einige Wochen genießen würde.“

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das „nieder zu schreiben, was ich bey dem Lesen „Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn „Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift „gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich „mich derselben bedient habe. Ein Mann von „gegründetem Ruhme und edlem Bewußtseyn „seiner Verdienste, erlaubt dem andern gern, „seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuah„men, zeigen zu dürfen, und wenn er auch „gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so „verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, „und liebt ihn wegen seines guten Willens. „Dieser Gedanke verspricht mir eine freund„schaftliche Aufnahme meiner Einfälle von „Ihnen.“

„Es war mir genug, daß Herr Hauſen mir „ſagte, daß einige Berliniſche Gelehrte ſich „über meinen Auszug aus der allgemeinen „Welthiſtorie gewundert hätten, um die ganze „Arbeit wieder aufzugeben. Die Umſtände, in „welchen ich mich befand, da ſie mir angetra„gen wurde, nöthigten mich, eine Sache zu un„ternehmen, bey der ich bloß den Fleiß eines „Tagelöhners anzuwenden brauchte. Allein, „ſchon der Wink eines einſichtsvollen Kunſtrich„ters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles „einzubüßen, als Vertrauen und Gunſt der „Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleich„gültig ſeyn kann.

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und an„dern Vorrath mich in den Stand zu ſetzen, „ein Buch von der alten Steinſchneidekunſt zu „verfertigen, wozu ich den Plan ſeit einigen „Jahren gemacht, und an deſſen Ausführung „mich die allhier herrſchende Barbarey, und „der Mangel an Hülfsmitteln gehindert.“

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, „in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der

„Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre „zu ſeyn,“

Ihr

Halle, den 11 Oct. 1766.

gehorſamſter Diener,
Klotz.

Was ſagen Sie zu dieſem Briefe, mein Freund? Iſt es nicht ein feiner, artiger, ſüßer, liebkoſender Brief; voller Freundſchaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erſt, die dabey lag! Das nenne ich eine Recenſion! Das iſt ein Mann, der zu loben verſteht! O, wie ſchwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantiſſimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Muſen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perſpecta, conjunctaque antiquarum

litterarum ſcientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erſt lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf dieſen Brief, und auf dieſe Recenſion, dem allerliebſten Verfaſſer nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückten Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich erſuche Herrn Klotz, meine Antwort auf dieſes ſein zweytes Schreiben, auf dieſe ſeine Recenſion, drucken zu laſſen. Sie wird mich freylich jetzt beſchämen, wenn ſie ſo ausgefallen iſt, wie ich glauben muß, daß er ſie erwartet hat. Aber er ſchone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget ſeyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum geſpielt zu haben?

Vier und funfzigſter Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, iſt, daß ich dem Herrn Klotz auf ſein zweytes Schreiben, auf ſeine Recenſion — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten ſoll. Ich hatte an ſeinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach ſich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erſt bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müſſen: und ich denke, je früher eine ſolche Unhöflichkeit erfolgt, deſto kleiner iſt ſie.

Auf den erſten Brief konnte ich dem Herrn Klotz verbindlich, aber doch noch mit Beſtande der Wahrheit, antworten. Ich nahm den Mann vorläufig ſo an, als ich ihn zu finden wünſchte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten

mit guter Freund zu erwiedern, weil ſich endlich findet, daß dieſer Unbekannte weder gut, noch Freund iſt? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich ſchlechterdings gegen meine Ueberzeugung ſprechen müſſen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillſchweigen befürchten durfte, von welchem er ſich noch immer eine Urſache denken konnte, wie ſie ſeiner Eitelkeit am wenigſten auffiel.

Und zwar hatte dieſe Alternative, gegen Herrn Klotz entweder den Schmeichler zu ſpielen, oder ihm unangenehme Dinge zu ſagen, einen doppelten Grund. Seine Lobſprüche waren mir äußerſt ekelhaft, weil ſie äußerſt übertrieben waren: und ſeine Einwürfe fand ich höchſt nüchtern, ſo ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ein anders iſt, einem Weihrauch ſtreuen; und ein anders, einem,

mit Werniken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf ſchmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erſte thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeſchicklichkeit in Schwenkung des Rauchfaſſes iſt: aber ich habe dem ungeachtet die Beulen, und fühle ſie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geſchrieben, kitzelt mich freylich, ſelbſt von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutſchlands gezählt zu ſehen: denn wer will nicht gern ſeinem Vaterlande wenigſtens keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn ſehen Sie, ich muß mich ſchon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder iſt? Das müſſen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutſchlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den erſten, wo nicht gar die erſte. Ja, nicht Sie bloß ertheilen ſie mir: Sie laſſen ſie mir von den Muſen ertheilen;

und laſſen ſie mir von den Muſen damals ſchon längſt ertheilt ſeyn. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Muſae tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte ſo denken: ſo haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne ſelbſt ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Beſten zu haben: ſo ſind Sie ein ſchlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder ſo ſchlimm, noch ſo einfältig ſeyn: Sie preiſen die Felſenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie ſchneiden den Biſſen nicht für meine, ſondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verurſacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das iſt, mein wertheſter Herr: ſo bedaure ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie ſind zuverläſſig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutſchlands einzuſchreiben, Sie hinzuſtellen, wo Sie mich hinſtellen wollen; das

kann ich nicht, und wenn es mir das Leben koſtete! Haben es die Muſen bereits gethan: ſo weiß ich nichts davon, und ohne ſichern Grund möchte ich den Muſen ſo etwas nicht gern nachſagen. Wollen es die Muſen noch thun: das ſoll mich freuen; aber laſſen Sie uns fleißig ſeyn, und warten. Die Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.“ —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Kloß ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind; oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe; ich finde manchmal ſo gar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder, wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich ge-

lernt habe, daß es Andere gedacht, mir ſo zu ordnen, mir ſo zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es ſcheinet nicht, daß Sie ſchon da halten, wo ich halte; es ſcheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, ſchon ſo dringend fühlen, als ich es fühle: Sie ſammeln noch; und ich werfe ſchon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie ſo geſchäftig und dienſtfertig um mich ſeyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir faſt lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort ſchon in den Winkel geſtellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es iſt. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Abſicht; Sie halten ſich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptſache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Regiſter zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden laſſen; nur für die Gedanken müßte ich ſelbſt ſorgen. Wohl zu behalten,

daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht verſäumte! Denn oft ſagt das Regiſter etwas ganz anders, als das Buch. Ich verſprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachſchlagen und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, ſo ſollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweiſen und erläutern ſoll, beweiſet und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

So, und nur ſo, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu dieſe Gewalt? ſo fragte ich mich auch zugleich: wozu dieſe Freymüthigkeit? Was wird ſie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewiſſen Freunde, einen gewiſſen Feind machſt? Wähle das Mittel: erſpare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit ſelbſt erſpareſt; ſchweig! — Und ich ſchwieg.

Fünf und funfzigſter Brief.

Ich ſchwieg in das zweyte Jahr; und ich würde ſicherlich noch ſchweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre.“

So ſagt Herr Klotz! „Damals, ſagt er *), „als ich noch an keine Deutſche Bibliothek „gedacht, (als meine Deutſche Bibliothek noch „nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von ſeiner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare „auf der Meſſe verkaufte **), ſtand ich bey Herrn „Nicolai und ſeinen Freunden noch in Gnaden. „Aber ſo bald ich mich an die Spitze der über „den kritiſchen Deſpotismus Unzufriednen ſtellte, ſo ſah man mich auch mit andern Augen „an: dann ſchrieb der jüngere Herr Candidat

*) S. 468.

**) Halliſche Zeitung 1768. St. 81.

„Leſſing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, „wovon der eine ſo ehrenrührig war, daß er „auf Befehl eines großen Miniſters unterdrückt „wurde; dann ergriff Herr Magiſter Leſſing „die Feder; dann ward ich ſelbſt in der Allge„meinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieſer Magiſter Leſſing ſoll ich ſeyn, und dieſer Candidat Leſſing ſoll mein Bruder ſeyn, und wir beyde ſollen bloß und allein wider den Herrn Magiſter Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Herrn Buchhändlers Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich ſchon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu leſen das Vergnügen gehabt habe; aber ſo eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückiſche iſt mir doch lange nicht vorgekommen, als dieſe Klotziſche! Mein Bruder mag ſich ſelbſt rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Herrn Klotz gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben ſollte, das glaube ich nicht; und gewiß iſt es, daß ein ſolcher ehrenrühriger Ar-

tikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimerrath, die Zeitungen censiret. Ein Geheimerrath kann ja wohl einem andern Geheimenrathe, auch einen bloß empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herrn Klotz wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weiß er dieses nicht ganz gewiß; so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn Herr Klotz sie nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thür rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich *), in welchem ich auf die bitterste und ver-

*) In Leipzig bey Hilschern, 1768.

verächtlichſte Weiſe darüber zur Rede geſtellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündiſche, eſelhafte Kritik ſelbſt gemacht haben, oder nicht: ſo ſey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waſchen! Denn es ſey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmſten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek ſey; es geſchehe doch unter meinem Namen, daß ein ſo entſetzlicher Menſch einem der größten Dichter unſerer Zeit ein ſo himmelſchreyendes Unrecht zufüge; ich müſſe alſo einem ſolchen Unweſen ſteuern, oder wenigſtens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringſte gelegen ſey, öffentlich meinen Abſcheu dagegen bezeugen und erklären, daß ich ihm nicht zu ſteuern vermöge.

Wie man gewiſſe Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewiſſe Leute behaupten, daß man ſie thun müſſe: ſo bezeugte und erklärte ich von allem, was der Sendſchreiber meinte, daß ich nothwendig bezeugen und erklären müſſe, ſchlechterdings nichts. Dieſer Elende, dacht' ich, der fähig iſt, einen bey ſich niederfallenden

Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem erſten, den er in die Augen faſſet, an den Kopf zu werfen, — dieſer Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzu oft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbſt in dieſem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedel aus der Hand *), in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recenſionen die Partheylichkeit gar zu ſichtbar ſey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künſtlern und Kunſtſachen betrifft.“ „Der „bittere Tadel des Herrn von Heineke, ſetzt er „hinzu, und das Lob, welches ihm neulich Herr „Leſſing ertheilte, machen einen Gegenſatz aus, „bey welchem wir nicht wiſſen, was wir den„ken ſollen.“ Nicht wiſſen, was wir denken ſollen! Und warum denn nicht? Unſtreitig,

*) Erfurtiſche gelehrte Zeitung, 43ſtes Stück.

weil Herr Riedel das Simpelſte und Natürlichſte nicht denken will! Oder wäre es das Simpelſte und Natürlichſte etwa nicht, auch ſchon aus dieſem einzigen Exempel zu ſchließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilt? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum ſie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverſtändniß, das Herr Riedel zwiſchen ihr und mir vorausſetzt, worauf gründet es ſich? Was für Beweiſe kann er davon geben?

Doch Er, und ſein theuerſter Freund, Herr Klotz, haben es ſich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berliniſche Litteraturſchule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derſelben zu machen. Dieſe Schule ſoll in den Journalen, welche Herr Nicolai ſeit zwölf Jahren beſorgt, leiden und leben, und den unerträglichſten Deſpotismus üben. Der Mißvergnügten über dieſen Deſpotismus ſollen in Deutſchland unzählige ſeyn, und Herr Klotz will ſich endlich an die Spitze derſelben geſtellt haben.

Viel Glück zu dieſen Erſcheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieſer Helden, wenigſtens nur in Abſicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und laſſe mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſeyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frey. Mücken können dazwiſchen hin ſchwärmen: aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleudern, der hat

es ſich ſelbſt zuzuſchreiben: auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreiſung eines Werkes enthält, über deſſen Güte wir alle einig ſind. Dennoch darf Herr Klotz mich zum geſchwornen Vorfechter des Herrn Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir ſelbſt zum Ekel.

Sechs und funfzigſter Brief.

Aber wenn es nicht Herr Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Herrn Klotz aufbrachte? — Denn aufgebracht ſoll ich doch nun einmal ſeyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu ſeyn ſcheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit ſehr kaltem Blute bin. Es iſt nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton geſtimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotz höret. Es iſt der ruhigſte Vorbedacht, die langſamſte Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederſchreibe. Wo man ein ſpöttiſches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren ſey. Ich hatte nach meiner beſten Einſicht geurtheilet, daß ihm dieſes ſpöttiſche, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weiſe erſparen könne, ohne an der Sache, die

ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Herr Klotz? was wollte er auf einmal seyn? was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satiren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammen gestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manches gute Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzu-

flechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach des Herrn Klotz eigenem Geſtändniſſe, ſich in ſeinen erſten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in ſeinen letztern allmählich ſinkt, oder einen Wiſch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Iſt es ihm genug, den Verfall dieſes Mannes anzumerken? die Nachläſſigkeiten deſſelben ins Licht zu ſtellen? über die anſcheinende Unwiſſenheit zu ſpotten? Iſt es ihm genug, auf die Zerſtreuungen von weitem anzuſpielen, aus welchen jene Nachläſſigkeiten vielleicht entſpringen? Zwar wäre auch dieſer Schritt ſchon viel zu vermeſſen; ſchon viel zu weit über die Gränze der Kritik. Und doch wie unſchuldig wäre er gegen den, den ſich Herr Klotz erlauben dürfen. Leſen Sie, wie er dem D. Conradi mitgeſpielt, und erſtaunen Sie *)! Aber erſtaunen Sie, nicht ſowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine ſolche Frechheit ungenoſſen ausgegangen. Um ſeinen Leſern begreiflich zu ma-

*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

chen, wie die neueſten Schriften dieſes Gelehrten ſo ſchlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der ſich einbildet, alle Menſchen müßten, wie er *), lieber an ihrer Rechtſchaffenheit als an ihrer Gelehrſamkeit zweifeln laſſen! — um zu verhüten, daß man nicht nach dieſen neueſten Schriften die Wiſſenſchaft ihres Verfaſſers ſchätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt — o des kritiſchen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe ſich ſeit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Sauſen gelegt, habe ſeine Creditores, man verſteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bey

*) Der ſich ruhig fripon nennen läßt, aber ſobald er ſich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait! on peut attaquer mes moeurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le ſouffrirai jamais!

„Ehren zu bleiben und ſich des Hungers zu er„wehren, von Leipzig nach Marburg entweichen „müſſen *).“ — Abſcheulicher Recenſent, wer verlangt das zu wiſſen? Sag uns, ob das Buch

*) Hier iſt die ganze Stelle: Eſt haud raro doctiſſimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio ſuo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile diſtrahantur. Talem quoque expertus eſt juris civilis apprime peritus *Conradus*, qui, dum Lipſiae jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi JCti nomen ſibi paraverat, at poſtea, cum ad bibendi ſtudium & vinarium commercium, quod non ſine aliorum invidia, & inſigni creditorum commodo exercebat, ſe convertiſſet, acceptam jam laudem adeo deſeruit, ut aut nihil plane ſcriberet, aut, quando ſuo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime verſati, opera uteretur, vel ipſe, quicquid in mentem veniſſet, in chartam conjiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniae cauſa ſcribimus, ſed ut *Conradi* doctrinam ab

ſchlecht oder gut iſt: und von dem übrigen ſchweig! Auch wenn alles wahr iſt, ſchweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, ſolche Brandmahle auf die Stirn des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz dieſem Schandurtheil die Buchſtaben F. S. A. unterſetzen laſſen; ohne Zweifel, um uns damit zu ſagen, daß er es nicht ſelbſt abgefaßt habe. Aber ſelbſt, oder nicht ſelbſt: es iſt darum nicht weniger ſein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria ſcripſit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in ſeiner Kneipſchenke wiſſentlich morden läßt, iſt nicht ein Haar beſſer, als der Mörder.

Dieſes und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend ſeyn müßte, auch den beſten Kriticus der öffentlichen Verachtung ſo auszuſetzen, daß er ſich in ſeinem

eorum forte judicio vindicemus, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque conſuleret, Lipſia abiit in patriam ſuam, Marburgum, &c.

Leben nicht wieder unterſtände, ſeine Stimme hören zu laſſen, gelang es Herrn Klotz, ſich einen Anhang zu erſchimpfen, und einen noch größern ſich zu erloben. Beſonders hatte er einen Schwarm junger aufſchießender Scribler ſich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichſten Mann ausposaunten, und ihn in eine ſolche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotiſchen Dampf verlor. In dieſer Betäubung wurde ihm das Reich der Lateiniſchen Sprache zu enge, und er beſchloß, ſeine Eroberungen auch über das Reich der Deutſchen zu verbreiten. Die erſten Streifereyen dahin wagte er in ein Paar Werklein, die, höchſt arm an Gedanken und Sachen, mit deutſchen Worten, aber wahrlich nicht deutſch, geſchrieben waren. Dennoch wurden auch dieſe bis in den Himmel erhoben; ihr Verfaſſer hieß in utroque Caeſar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernſte, daß alle dieſe Zujauchzungen nichts, als der verviel-

fältigte Widerhall ſeiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobſprüche kann man jedem gönnen, und wer ſich deren ſelbſt ertheilet, iſt damit beſtraft genug, daß er ſie ſchwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein ſo precario, ſo doloſe berühmt gewordener Mann, ſich mit dem ſtillen Beſitze ſeiner erſchlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwiſch, den man zum Meteor aufſteigen laſſen, nunmehr auch lieber ſengen und brennen möchte, wenigſtens überall um ſich eher giftige Dämpfe verbreitet: wer kann ſich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, deſſen Umſtände es erlauben, iſt nicht verbunden, ſeinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben verſucht hatte, über einen Kohl, den er zum ſieben und ſiebzigſtenmale aufwärmte, eine deutſche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften — und der deutſchen ſchönen Wiſſenſchaf-

ten! Unter dem Vorwande, daß er und ſeine Freunde mit verſchiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß ſeine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, ſondern errichtete ſelbſt ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne ſeinen bürgerlichen Titel! Wer iſt der Hr. Klotz, der ſich aufwirft, über einen Klopſtock, und Moſes, und Ramler, und Gerſtenberg Gericht zu halten? — Es iſt Herr Klotz, der Geheimerath. — Sehr wohl; damit muß ſich die Schildwache in einer Preußiſchen Feſtung begnügen; aber auch der Leſer? Wenn der Leſer fragt: wer iſt der Herr Klotz? ſo will er wiſſen, was dieſer Herr Klotz geſchrieben hat, und worauf ſich ſein Recht gründet, über ſolche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht dieſe Männer nehmen ihn wegen dieſes Rechtes in Anſpruch: ſondern das Publicum. Die Nachſicht, die das Publicum hierin gegen einen un-

genannten kritiſchen Schriftſteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunſtrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico ſeyn, und ſo lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunſtrichter, der ſich nennt, will nicht eine Stimme des Publici ſeyn, ſondern will das Publicum ſtimmen. Seine Urtheile ſollen, nicht bloß durch ſich, ſo viel Glück machen, als ſie machen können: ſie ſollen es zugleich mit durch ſeinen Namen machen; denn wozu ſonſt dieſer Name? Daher aber auch, von unſerer Seite, das Verlangen, dieſen Namen bewährt zu wiſſen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in dieſem Bezirke iſt! Jeder andere Name iſt noch mehr Betrug, als Beſtechung. Und wenn Herr Klotz Staatsminiſter wäre, und wenn er der größte lateiniſche Styliſt, der erſte Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir ſeine Verdienſte um die deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften kennen: und welche ſind die? Was hat unſere Sprache

von ihm erhalten, worauf ſie gegen andere Sprachen ſtolz ſeyn könnte? ſtolz? was ſie ſich nur nicht ſchämen dürfte, aufzuweiſen!

So ſteht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz ſind. Sie wollen unbekannt ſeyn; und ich denke, ſie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wiſſen. Es mögen ſich mehr Geheimeräthe unter ihnen finden, oder nicht; ſie mögen Profeſſores oder Studenten, Candidaten oder Paſtores ſeyn; ſie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; ſie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das iſt eins, wie das andere. Nicht aus dem, was ſie ſind, laßt uns beurtheilen, was ſie ſchreiben; ſondern aus dem, was ſie ſchreiben, laßt uns urtheilen, was ſie ſeyn ſollten.

Wahrlich, keiner von ihnen ſollte Profeſſor ſeyn, wenigſtens nicht Profeſſor in den ſchönen Wiſſenſchaften. Alle ſollten ſie noch Studenten,

ten, und fleißige, beſcheidene Studenten ſeyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringſten mehr Kenntniſſe, gründlichere Einſichten, als jeder angehende Student haben ſollte? Was iſt in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte ſchreiben können; nur ein Mann, der ſich in ſeinem Fache fühlte? Welches iſt die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, ſie ſey ſo klein als ſie wolle, worüber einer von dieſen Großſprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäſcher ſind ſie alle; keiner hat auch nicht einmal ſeinen eigenen Ton; alle ſchreiben ſie ein Deutſch, das nicht kraftloſer, diſſoluter ſeyn kann. Sie mögen ſich zum Theil darauf verſtehen, einer Ueberſetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Waſſer zu beſehen: das müßte aber auch alles ſeyn, womit ſie ſich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftſteller von dem Maße ihrer eigenen Talente ſollten ſie urtheilen wollen: denn es iſt ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne

die andere freſſen ſieht, und meiſtens ergiebt es ſich zu deutlich, daß ſie das getadelte Werk, noch lange ſo gut nicht, ſelbſt hervor gebracht haben würden. Aber wenn ſie vollends an die wenigen Verfaſſer ſich wagen, denen es Deutſchland allein zu danken hat, daß ſeine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anſchlag kommt; ſo iſt das eine Vermeſſenheit, von der ich nicht weiß, ob ſie lächerlicher, oder ärgerlicher iſt. Was ſollen dieſe von ihnen lernen? Soll Klopſtock von ihnen etwa lernen, in ſeine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Ramler, in ſeine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile ſind, ſo viel Schaden ſtiften ſie gleichwohl in einem Publicum, das ſich zum größten Theile noch erſt bildet. Der ſchwächere Leſer kann ſich nicht erwehren, eine geringſchätzige Idee mit dem Namen ſolcher Männer zu verbinden, denen ſolche Stümper ſolche Armſeligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das ſtinkende Fett, womit dieſe Herren ihre kritiſchen Waſſerſuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geiſt ihres ver-

ſchwärzenden Herausgebers ſiebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunſtrichter, zur Mißbilligung und Verſpottung des Schriftſtellers die Züge von dem Menſchen, von dem Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft zu entlehnen, einen Namen haben ſoll, ſo muß ſie Klopianismus heißen.

Sieben und funfzigſter Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gut machen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorſchreiben, wie ſanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines ſolchen Tadels oder Spottes wählen ſoll. Er muß wiſſen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es iſt nothwendig, daß er ſeine Worte nach dieſer Wirkung abwäget.

Aber ſo bald der Kunſtrichter verräth, daß er von ſeinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften deſſelben ſagen können; ſo bald er ſich aus dieſer nähern Kenntniß des geringſten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: ſogleich wird ſein Tadel perſönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunſtrichter zu ſeyn, und wird — das verächtlichſte, was ein vernünftiges Ge-

ſchöpf werden kann — Klätſcher, Anſchwärzer, Pasquillant.

Dieſe Beſtimmung unerlaubter Perſönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, iſt unſtreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das ſtrengſte gerichtet zu ſeyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquariſchen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen ſein Buch gerichtet zu haben, welches, „aus den „perſönlichen Beleidigungen, den Zudringlich„keiten, dem Styl, der oft mehr als bloß ſaty„riſch ſey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher „uns, wider unſern Willen, an den Verfaſſer „des Vademecum für Herrn Lange zu den„ken zwinge *)."

Perſönliche Beleidigungen! Herr Klotz klagt über perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo ſind ſie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und ſie

*) Deutſche Bibl. ſiebentes Stück. S. 465.

ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken laſſen, daß ich ihn weiter als aus ſeinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott iſt mir entfahren, der ſich auf mehr gründet, als auf Beweiſe ſeiner Unwiſſenheit und Uebereilung, wie ſie in ſeinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein- oder zweymal Geheimerath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht ſelbſt mit dieſem Titel unter den Schriftſtellern aufgetreten wäre. Was weiß ich ſonſt von ſeiner Perſon? Was verlange ich von ihr zu wiſſen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen: die im Laokoon. Das nicht uneingeſchränkte Lob, welches ich Herrn Klotz da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher ſind alle Zudringlichkeiten von ſeiner Seite. Was ich dagegen gethan, ſind nichts als Abwehrungen; auf jetzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Styl, der oft mehr, als bloß ſatyriſch iſt! — Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo bloß ſatyriſch iſt. Meinem

Vorſatze nach, ſoll er allezeit mehr als ſatyriſch ſeyn. Und was ſoll er mehr ſeyn, als ſatyriſch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Herrn Lange zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu weſſen Beſchämung wird dieſe erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß ſein Buch eben ſo kindiſche Schnitzer hat, als der Langiſche Horaz?

Kurz, von allen dieſen Vorwürfen bleibt nichts, als höchſtens der Skrupel, ob es nicht beſſer geweſen wäre, etwas ſäuberlicher mit Herrn Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit ſey doch eine ſo artige Sache —

Gewiß! denn ſie iſt eine ſo kleine!

Aber ſo artig, wie man will: die Höflichkeit iſt keine Pflicht; und nicht höflich ſeyn, iſt noch lange nicht, grob ſeyn. Hingegen, zum Beſten der Mehrern, freymüthig ſeyn, iſt Pflicht; ſo gar es mit Gefahr ſeyn, darüber für ungeſittet und bösartig gehalten zu werden, iſt Pflicht.

Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunſtrichterſchild aushängen zu können: ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn. Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler; und ſo bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunſtrichter, der gegen alle nur Einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen. Und beſonders der, der gegen alle nur höflich iſt, iſt im Grunde gegen die er höflich ſeyn könnte, grob.

Ueberhaupt verſtehen ſich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichſten Herren am wenigſten. Einer von ihnen ſagte zu mir: „aber Herr Klotz iſt doch immer ſo höflich ge„gen Sie geweſen. So gar ſeine Recenſion „der antiquariſchen Briefe iſt noch ſo höflich!“

Noch ſo höflich? Der Bauernſtolz ſelbſt hätte ſie nicht gröber und plumper abfaſſen können.

Was will Herr Klotz, der mich ſonſt immer nur ſchlechtweg Leſſing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieſer Recenſion Magiſter Leſſing nennet? Was ſonſt, als mir zu verſtehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwiſchen uns befeſtiget habe? Er Geheimerath, und ich nur Magiſter! — Was iſt denn Bauernſtolz, wenn das nicht Bauernſtolz iſt?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abſtand, der ſich zwiſchen einem Geheimenrathe, wie Er, und zwiſchen einem Magiſter befindet, für ſo unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er ſey gerade nicht unermeßlicher als der Abſtand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling ſchlecht, eine Spanne über den Dornenſtrauch erhaben, ſo verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß ſein König ihn aus einer andern Urſache zum Geheimenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magiſter gehalten. Der König

hätte in ihm den Magiſter ſo geehrt, und er ſelbſt wollte den Magiſter verachten?

Ja, der Magiſter gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, ſo gar mehr, als der Geheimerath. Wenn der Hr. Geheimerath Klotz nicht auch Herr Magiſter Klotz wäre, oder zu ſeyn verdiente: ſo wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimerath zu ſchaffen haben könnte. Der Magiſter macht es, daß ich mich um den Geheimenrath bekümmere: und ſchlimm für den Geheimenrath, wenn ihn ſein Magiſter im Stiche läßt!

Ende des zweyten Theils.

Entwürfe
zur
Fortsetzung der Briefe
antiquarischen Inhalts.

Aus Lessing's Papieren.

LVIII.

Fürchten Sie nicht, noch mehrere Briefe im Tone der letztern zu erhalten. Gewiſſe Dinge verdienten freylich nie geſagt zu werden; und doch müſſen ſie wenigſtens Einmal geſagt werden.

Die perſönlichen Verhältniſſe der Schriftſteller gegen einander intereſſiren nur kaum den kleinſten Theil des zeitverwandten Publici. Welcher wünſcht, daß ſein Buch auch bey den Nachkommen nicht ganz vergeſſen ſey, — und welcher ſollte es nicht wünſchen? — muß über nichts ſtreiten, was nur ihn ſelbſt angeht.

Ob Leſſing den berühmten Klotz beneidet hat, was die geheimen Urſachen geweſen, warum er wider ihn geſchrieben, verlangt auch ſchon in zehn Jahren niemand mehr zu wiſſen. Dann fragt ſich bloß: Was hat er gegen ihn geſchrieben? Was hat ſein Schreiben gegen ihn

genutzt? welche Vorurtheile hat er gegen ihn bestritten? welcher Wahrheiten hat er sich gegen ihn angenommen?

Folglich ist alles sehr unnützes Geschwätz in der Recension des Herrn Klotz *), bis auf das Wenige, was die unter uns streitige Sache selbst betrifft.

Er verspricht mir in einer besondern Schrift zu antworten. Die muß ich erwarten.

Vorläufig will er nur einige Punkte berühren, deren Untersuchung weder Nachschlagen noch Nachdenken erfodert. Es ist nicht die Frage, ob Tuscher für einen Steinschneider gehalten worden, sondern ob er es gewesen. Freilich ist er für einen gehalten worden, und hat gar für einen gehalten werden wollen; und dadurch wurden Gori und Mariette und Giulianelli hintergangen. Aber er ist keiner gewesen; welches Natter beweiset. Natter's

*) In seiner deutschen Bibliothek d. sch. W. St. VII. S. 465.

Zeugniß gilt hier allein, der mit ihm lange Zeit gelebt und gearbeitet hat.

Vettori war ſeinetwegen in dem nehmlichen Irrthume *). Aber auch das beweiſet nichts. Sie wiſſen alle von ihm nur Ein Stück zu nennen: ſein Portrait nehmlich; welcher Verſuch aber, wie Natter ſehr richtig ſagt, noch lange zu keinem Steinſchneider macht. Ja, dieſe Köpfe waren bloße Paſten, über ein Wachsmodell gegoſſen. Außerdem noch der einzige Kopf der Minerva; aber der war mit dem Meſſer geſchnitten.

Dieſen Künſtler nannte Klotz gleichwohl einen fleißigen Künſtler. Aber fleißig ſoll hier nicht die Vielheit der Arbeit anzeigen, ſondern die Sorgfalt der Ausarbeitung! Woher kennt er die? möchte ich fragen. Hat er ein Stück von ihm geſehen? Ja, dieſe kann er gar nicht gehabt haben.

*) S. Kollektaneen I, S. 192.

(Auf einem einzelnen Octavblatte findet sich folgender, anders lautende, Anfang dieses acht und funfzigsten Briefes):

Scharfsinnige Leute wollen angemerkt haben, daß die letzten sieben meiner Briefe ihrem Titel nicht entsprechen; daß sie nicht antiquarischen Inhalts gewesen.

Nun, so waren sie wenigstens antiquarischen Tones! — Es hat mir Mühe gemacht, diesen Ton zu treffen. Geläufig wird er mir nie werden; und ich werde immer einen Herrn Klotz nöthig haben, der mir ihn angiebt.

Ich muß den Stich, den man mir zu versetzen denkt, nur selbst vertiefen. Er kann bey dem allen nicht tödtlich werden.

Aber auch um eine ernstliche Antwort wäre ich nicht verlegen. Es ist wahr, das Studium der Alterthümer selbst betreffen diese sieben Briefe nicht: aber sie betreffen doch Männer — Einen Mann wenigstens, der sich mit diesem Studium abgiebt.

LIX.

Seine Verantwortung wegen der alten Künſtler *). — Ich tadelte ihn nicht, daß er ſie nicht alle angeführt, ſondern daß er gar keine andern anführte, als die er bey Stoſch gefunden hatte. Den Cronius hätte er nicht wegen der alten Paſte anführen ſollen, ſondern weil ihn Plinius angab. S. in meinen Kollektaneen, was ſonſt von dieſer Materie anzumerken wäre. Zugleich von meinen beyden noch nicht bekannten Steinen mit EP. und ANTHPOΣ **).

LX.

Daß ich ihm Druckfehler Schuld gegeben habe. — Aber er führt weislich nur Beryll an, und ſagt nichts von Agat und Amethiſt; des Moco nicht zu gedenken. — Bey Gelegenheit hier von des Baccius Ableitung des Worts

*) S. deutſche Bibliothek, S. 474.

**) Leſſ. Koll. S. 74. 278.

Achates, wovon er glaubte, daß damit auf den Gefährten des Aeneas angespielt sey.

Und habe ich ihm nur Schuld gegeben, daß er die Namen der Steine nicht zu schreiben weiß? Habe ich ihm denn nicht bewiesen, daß ihm von ihrer Kunst überhaupt nichts beywohnt?

Dieser Unwissenheit ist er noch auf eine andere Weise zu überführen. Er kennt auch nicht die allerbekanntesten Scribenten in dieser Materie. Beweis aus dem, was er vom Petrus de Scudalupis und vom Camillo Leonardo sagt *).

LXI.

Auch den Marbodus muß er wenig oder gar nicht kennen. „Er ist in der Ausgabe des „Gorläus befindlich", sagt er. Sonst nirgends? — Hierbey Nachricht von den verschie-

*) S. Lessings Kollektaneen, Th. I, S. 86. — Vergl. mit Klotz, von geschnittenen Steinen, S. 25.

denen Ausgaben *). — Und was für Aberglaube ſteht denn in dem Gedichte des Marbodus, der ſich nicht auch im Plinius fände?

LXII.

Darum, daß Marbodus den Evax als Quelle nennt, braucht er nicht ganz den Betrug geſchmiedet zu haben. Es können Schriften eines Evax vorhanden geweſen ſeyn, und ſind es vielleicht noch **).

*) S. Kollektaneen II, S. 137. — Ich ſetze hier nur noch hinzu, daß die erſte, faſt überall verkannte, Ausgabe von des Marbodus Gedicht über die Edelſteine ſchon im Jahr 1511 zu Wien in 4. erſchienen iſt. Ihre Beſchreibung ſ. in Wiens Buchdruckergeſchichte von Denis, S. 55. wo auch S. 312. eine andere, gleichfalls zu Wien gedruckte Ausgabe, ohne Druckjahr, nachgewieſen wird. K.

**) Koll. I, S. 226.

LXIII.

Unter den Gedichten des Marbodus finden ſich einige, die ihm gar nicht gehören, und die ſein Herausgeber ihrem rechten Urheber wohl hätte wieder zuſtellen können *).

Eben das iſt von den Gedichten des Hildebertus zu ſagen **). Von den Gedichten beyder ließe ſich zur Berichtigung der klaſſiſchen Dichter, woraus jene Stellen genommen ſind, vielleicht noch einiger Gebrauch machen.

LXIV.

Gebrauch, den der jüngere Burmann davon zu ſeiner Anthologie hätte machen können ***).

LXV.

Wenn Klotz Burmannen ſolche Nachweiſungen hätte geben können, ſo würde es ihm dieſer

*) Ebend. Art. Marbodus.
**) Ebend. Art. Hildebertus.
***) S. Kollekt. ebend.

ohne Zweifel Dank gewußt haben. Und ſo wären wir wieder bey Klotz, deſſen beſondere Widerlegung ich ruhig erwarte.

Aber nein; er hat ſich anders beſonnen. Er hat meine Briefe kaum zur Hälfte geleſen, und will ſie gar nicht ganz leſen; geſchweige, daß er ſie zu widerlegen ſich die Mühe nehmen ſollte. Er iſt zu groß, ſich mit mir einzulaſſen; und er läßt ſeine Kreaturen gegen mich los. Er iſt wie der Alte auf dem Berge, der thut, als ob er kein Waſſer betrübe, und ſeine Banditen in der Welt herumſchickt.

Von dem elenden Stolze, ſeinen Gegner nicht leſen zu wollen.

LXVI.

Eine von ſeinen erſten Kreaturen iſt Riedel. Ueber deſſen Recenſion der antiquariſchen Briefe in der Erfurter Zeitung *).

*) Der Anfang von Leſſings Antwort auf dieſe Recenſion fand ſich dieſem Entwurfe beygelegt, und wird daher hier ſogleich mit eingerückt.

„Noch, fängt er an, haben wir die antiquariſchen Briefe des Herrn Leſſings (erſter Theil bey Friedrich Nicolai) nicht ausführlich angezeigt.“

Nein; aber gewandsweiſe ihnen ſchon mehr als Einen Hieb zu verſetzen geſucht! — Das iſt gar recht! So wird der Leſer allmählich vorbereitet, und der Verfaſſer fürs erſte bey kleinem Feuer gebraten, bis man ihn ganz in die Flamme wirft. Das geht nun los. Der Himmel ſtehe mir bey!

„Einige Anmerkungen des Herrn Klotz wi„der Herrn Leſſing, und eine Recenſion im „Reichspoſtreuter haben dem Herrn Verfaſ„ſer die Gelegenheiten zu dieſem Buche von 256 „Seiten in kl. 8. gegeben.,“

Gar recht! In ſeinem Buche wollte mich Herr Klotz fein höflich eines Beſſern belehren; und in dem Reichspoſtreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwieſen habe. Eine Belehrung, dachte

ich, iſt der andern werth; und ich würde Hrn. Klotz gewiß auch recht höflich belehrt haben, wenn ich mich nur auch auf einen hübſch abgerichteten Freund hätte verlaſſen können, der meine ſchlaue ſüße Höflichkeit in gute derbe Wahrheit überſetzte. Aber leider! habe ich keinen ſolchen Freund. Ich mußte alſo nur gleich ſo ſchreiben, wie ich verſtanden zu ſeyn wünſchte. Das iſt, nicht höflich, aber wahr!

„In der Vorrede erklärt er ſich über den „Ton, den er in dieſen Briefen genommen, „und bekennt ſich für einen Nachahmer der Al„ten, die das Ding, was wir Höflichkeit nen„nen, nicht gekannt hätten.“

Die Beſcheidenheit nicht zu vergeſſen, welche den Alten anſtatt der Höflichkeit eigen war! Ich bekenne mich für ihren Nachahmer in Beydem; in dem ſowohl, was ſie nicht hatten, als in dem, was ſie hatten. Die Klotze mögen immer über meine Unhöflichkeit ſchreyen; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Beſcheidenheit vermiſſen ſoll!

„Herr Lessing wird sich auf gewisse Punk„te besinnen, in welchen man den Alten kei„nesweges nachahmen soll, in welchen man „vielmehr sich nach unsern Sitten, nach unserer „Denkart und unserer Sprache zu richten hat.“

Herr Riedel traut mir zu viel zu. Wahrlich, ich besinne mich auf keine solche Punkte. Was bey den Alten recht und gut war, ist noch recht und gut. Doch, ich sehe, er kommt selbst mit einem Exempel meinem Gedächtnisse zu Hülfe.

„Die Alten nannten auch gewisse Glieder „und gewisse Handlungen mit ihren eigenen „Namen gerade heraus; uns andern mißfällt „es schon, wenn dergleichen Sachen auch nur „von fern her angedeutet werden.“

Diese Glieder und Handlungen bloß des Titels wegen mit ihren eigenen Namen zu nennen, mißfiel auch den Alten. Es waren nur ihre Pirons, die sich das erlaubten: und auch wir haben ja unsere Katulle. Aber freilich, wenn der Naturlehrer, wenn der Arzt, wenn der kühne Satiriker diese Glieder und diese

Handlungen, der Kürze, des Nachdrucks, des Unterrichts wegen, bey ihren eigenen Namen nannten: ſo hatten die Alten kein Arges dabey; und wir Neueren ſollten lieber auch keins dabey haben. — Dieſes nun angewandt auf die Höflichkeit! Aus bloßem Kitzel werde ich zuverläſſig nie unhöflich gegen Herrn Klotz ſeyn. Sollte ich ihm auf der Straße begegnen, ſo werde ich ganz gewiß meinen Hut zuerſt gegen ihn abziehen. Sollte ich wieder an ihn ſchreiben, ſo werde ich ganz gewiß: Wohlgeborner Herr, inſonders Hochzuehrender Herr Geheimerrath, an ihn ſchreiben, und mich ſeinen gehorſamen Diener nennen. Sollte ich an Einem Tiſche mit ihm ſpeiſen, ſo werde ich ganz gewiß ſeine Geſundheit mit einer tiefen Verbeugung, und genau in der Reihe trinken, die ſein Rang erfoderte. Sollte ich gar mit ihm zu ſpielen das Vergnügen haben, ſo werde ich ganz gewiß mit eben der Höflichkeit ſagen: „der Herr Geheimerath haben gewonnen," als: „der Herr Geheimerath ſind baſta!" — —

LXVII.

Von Riedel's Anmerkungen über den Laokoon. Einige Beweise seiner Unwissenheit. Von der Caricatur. Die Stelle aus dem Cicero *). — Vermuthung, woher die Caricaturgesichter ihren Ursprung haben: aus den komischen Masken der Alten.

LXVIII.

Von dem Gesetze der Hellenodiken. — Die ikonische Statue sollte freylich die größere Ehre seyn. Aber was bewog sie, dieses zur größern, und nicht zur kleinern Ehre zu machen? Warum machten sie die Gefahr, in dem Bilde eines minder schönen Körpers auf die Nachwelt zu kommen, zur größern Ehre? Warum machten sie den Vortheil, sich in einem schönen, aber fremden, Ideal aufgestellt zu sehen, zur kleinern?

*) S. Kollekt. B. II, S. 126.

LXIX.

Von dem Gemälde des Timanthes, und der Verbeſſerung der Stelle des Plinius, die ich aus dem Gronov wohl ſoll geborgt haben. Ich kenne Gronov's Noten über den Statius nicht.

LXX.

Von der Veſta, und dem Vorgeben, daß es eine ältere und eine jüngere gegeben habe. Ovid wenigſtens hat dieſen Unterſchied gewiß nicht angenommen.

LXXI.

Von dem Geſchrey des Philoktetes. Er erdrückt es, aus Furcht, daß ſie ihn ſonſt nicht mitnehmen würden. Geſchrey des Hippolytus.

LXXII.

Das wären einige Proben geweſen, wie gelehrt Herr Riedel iſt, mit welchem Scharf-

sinne er die Alten zu lesen pflegt. Nun sollte ich auch von seiner Philosophie reden. Aber davon verstehe ich nichts: und von dieser Seite sind er und Herr Prof. Huth meine Meister. Ich bekenne, daß ich sie nicht verstehe. Vielleicht geht es ihnen auch mit mir so. Wenn es nur nicht oft schiene, als wäre es Herrn Riedels Vorsatz, mich nicht zu verstehen. Beweise, wie sehr er den Geist meines Werkes verfehlt hat.

LXXIII.

Ueber Riedel's Lessingische Briefe. Vertheidigung meiner Ableitung des Wortes Cameo.

LXXIV.

Ein zweyter Verfechter des Herrn Klotz: der Verfasser der literarischen Briefe. Urtheil von ihm; und Beleuchtung einiger von seinen Rechtfertigungen seines Gönners. Lächerlichkeit dieses Mannes, meine Streitigkeit mit Klotz auf drey Punkte zu bringen. Von den

Daktyliotheken der Alten. Beſtimmung des Wortes *gemma* aus einer Stelle des Cicero in den Reden wider den Verres, und einer Stelle Tibull's, woraus erhellt, daß *gemma* eigentlich ein ungeſchnittener Edelſtein heißt.

LXXV.

Von der Perſpektiv der Alten, wider dieſen literariſchen Briefſteller. Beſonders eine Prüfung der Abhandlung des Caylus.

LXXVI.

Ueber einige kleinere Punkte gegen ihn; und Abſchied von ihm auf immer.

LXXVII.

Nun wieder zu Herrn Klotz, mit dem wir auf der 15ten Seite ſeiner Schrift ſtehen geblieben.

Von der großen Anzahl geſchnittener Steine, die auf uns gekommen ſind. Der wahren alten ſind vielleicht weniger, als wir glauben. Sehr gegründeter Verdacht gegen die Daktylio-

theken des Gorläus, der heiligen Genovefa, des Mariette, u. a. m. — Maffei Benennung dieſes Studiums *).

LXXVIII.

Wie die ächten alten Steine von den neuen zu unterſcheiden ſind. Hiervon ſagt Klotz gar nichts. Die Stelle beym Lippert, die er hätte commentiren ſollen. Lippert, ſo viel ich mich erinnere, giebt drey Kennzeichen an: den Stein; die Vorſtellung; die Arbeit.

LXXIX.

Ich habe erwieſen, daß die Alten in ganz koſtbare Edelſteine nicht geſchnitten haben. Und auch von den geringern Arten giebt es verſchiedene, von welchen Plinius ausdrücklich ſagt, daß ſie nicht geſchnitten worden. — Von der Beſonderheit, woran alte Steine zu erkennen ſind: nehmlich an der ungleichen hintern Seite; wie Vettori anmerkt **). Die Urſache,

*) S. Kollekt. I, S. 263.

**) S. Kollekt. S. 432.

welche V. davon angiebt, das Gleichförmige der Durchsichtigkeit, ist richtig; nur ist auch das zu merken, daß die Alten ihren Edelsteinen überhaupt die Ungleichheit ließen, um ihnen von ihrer Masse so wenig zu nehmen, als möglich. Und nur daher ist eine Stelle beym **Plinius** zu erklären *).

LXXX.

Von der Abhandlung des **Dingley**, die dahin einschlägt; und zwar erstlich, von dieser Abhandlung selbst **).

Das zweyte Kennzeichen, an welchem alte geschnittene Steine von neuern zu unterschei-

*) S. Kollekt. S. 267.

**) Hierher gehört vermuthlich der nunmehr im Text folgende, völlig ausgeführte Brief, der sich unter des seligen Lessing's Papieren sowohl im Brouillon, als in einer reinern Abschrift von seiner eigenen Hand, gefunden hat, ob er gleich funfzigster Brief überschrieben war.

den, sagt Maffei, sey die Farbe und die Beschaffenheit des Steines selbst.

Wenigstens kann diese oft zu einem Verdachte Anlaß geben. Allzu kostbare, in Ansehung ihres Feuers oder ihrer Farben allzu schöne Steine, habe ich gezeigt, ließen die Alten nicht gern von der Kunst verletzen. Von einigen sagen sie uns ausdrücklich, daß sie nie geschnitten werden, oder daß sie nicht geschnitten werden können. Die sie am häufigsten schnitten, waren von den geringern Gattungen, welche die doppelte Eigenschaft haben, daß sie sich weder der Sculptur zu sehr weigern, noch das Wachs zu fest halten. Von diesen Gattungen aber nahmen sie die reinsten und besten, die sie finden konnten.

Ich hoffte hiervon viel Merkwürdiges zu lesen, in den Anmerkungen, welche Robert Dingley über die Edelsteine, besonders solche, auf welche die Alten zu graben pflegten, der Englischen Societät mitgetheilt hat. Aber ich betrog mich. Der Gelehrte, der sie übersetzte

und

und dem Hamburgiſchen Magazin *) einverleibte, hat ſie mit verſchiedenen Noten begleitet, die von ſeiner Kenntniß auch in dieſem Theile der Naturgeſchichte und von ſeinem Scharfſinne überhaupt zeigen. Allein er hätte deren ungleich mehrere machen müſſen, wenn er alle Unrichtigkeiten ſeines Originals hätte anzeigen und verbeſſern wollen. Ich will einige Beweiſe davon geben.

„Der Stein, ſagt Dingley, den man am „meiſten gegraben findet, iſt der Beryll, nach „dieſem folget der Plasm oder ſchönſte Sma„ragd, alsdann der Hyacinth; den Chryſolith „findet man bisweilen, aber ſehr ſelten gegra„ben, wie auch, aber ſehr ſelten, den Kryſtall „oder orientaliſchen Kieſel, den Granat und „den Amethyſt.“

Am meiſten den Beryll! Ganz unerhört. Der Beryll iſt ein durchſichtiger meergrüner Stein, der in ſeinen Unterarten mehr oder weniger in das Gelbliche ſpielt. So beſchreibt

*) Band III, S. 640.

ihn Plinius; ſo haben ihn die Neuern angenommen. Doch ſo einen Stein meynt Dingley nicht; ſein Beryll iſt entweder roth, oder gelb, oder weiß. Jenes, ſagt er, war der Beryll der Alten. Und wer ſind denn die, welche dieſen Namen einem ganz andern Steine beylegen dürfen? Leonardus, Stella, Agricola, Cäſalpinus, Geſner, Boot, Laet, Nicol, und wie ſie alle heißen, ſind es nicht. Auch die noch neueren Naturaliſten finde ich mit jenen übereinſtimmig, und alle verſtehen unter Beryll wo nicht eben denſelben Stein, den die Alten darunter verſtanden, doch einen ihm ſehr ähnlichen, den ſonſt ſo genannten Aquamarin. Folglich habe ich lange nicht gewußt, was Dingley hiermit will, bis ich endlich finde *), daß die Engliſchen Juwelierer einen ganz andern Begriff

*) Woodward beym Johnſon: The Beryll of our Lapidaries is only a fine ſort of Carnelion, of a more deep bright red, ſometimes with a caſt of yellow and more transparent than the common Carnelion.

mit dem Namen Beryll verbinden, und ihn einer Art von Carneol beylegen, der dunkelrother und durchſichtiger als der gemeine Carneol ſey, und mehrmal in das Gelbe ſpiele. Daß wirklich Dingley dieſe Art von Carneol unter ſeinem Beryll verſtanden habe, zeigt ſelbſt die Eintheilung, die er von ihm macht. „Vom Beryll," ſagt er, „giebt es drey Arten; der rothe fällt „in die Orangefarbe, iſt durchſichtig und lebhaft; der gelbe iſt ockerfarben, und der weiße, „den man Calcedon nennt, iſt milchfarben; „dieſe beyden letzten ſind nicht ſo lebhaft wie die „erſtern." Niemand, ſo viel ich weiß, hat den Calcedon zu einer Art des Berylls gemacht; wohl aber zu einer Art des Carneols, oder auch den Carneol zu einer Art des Calcedon. Auch die übrigen zwey Arten paſſen wohl auf verſchiedene Abänderungen des Carneols, aber keinesweges des Berylls. Kurz, man muß beym Dingley Carneol für Beryll leſen, und muß ſich erinnern, daß der Carneol der Alten ihr Sarder iſt, wenn es wahr ſeyn ſoll, was er von ihm vorgiebt. Den Sarder findet man in

allen Daktyliotheken am häufigſten, und Plinius ſagt es ausdrücklich, daß man ihn zum Graben und Siegeln am geſchickteſten gefunden habe *). Dingley aber iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, daß er uns dieſe Verirrung verurſacht, da Hill in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt **) kurz vorher davor gewarnt, und

*) Libr .XXXVII. Sect. 31. ed. Hard.

**) Dingley's Anmerkungen ſind von 1747, und Hills Theophraſt von dem Jahre vorher, wo es Seite 57. heißt: The Jewellers of our time reckon four ſpecies of this ſtone; the common or the red, the white or the yellow, and the Beryll Carnelion. — The laſt, or the Beryll Carnelion, is properly the male oriental Kind; it is of a deeper colour than any of the others, as alſo much harder, and more transparent: some of our Jewellers, knowing of no other Beryll but this, name it ſimply the Beryll: but it ought never to be ſo called but with the addition of its own proper name Carnelion; the Beryll of the Antients being a ſtone of quite another Kind, trans-

es den unwiſſenden Juwelieren verwieſen hatte, welche ihren Beryllcarneol ſchlechtweg Beryll nennen, als ob ſie von dem eigentlichen Beryll gar nichts wüßten. — Das Werk des Cardinals de Cuſa, deſſen in der Note gedacht wird, mag wohl nicht von dem Steine Beryll handeln, ſondern von der Brille, dem Augenglaſe, auf das geſchärfte Geſicht in geiſtlichen Dingen angewendet. Denn es iſt bekannt, daß dieſes im barbariſchen Latein Beryllus hieß, und ohne Zweifel unſer deutſches Brille davon herkömmt. Nicht zwar, als ob die erſten Brillen aus eigentlichen Beryllen wären gemacht worden, ſondern weil man vielleicht zu den erſten Brillen ein grünliches Glas brauchte, welches dem Beryll daher ähnlich ſah; oder weil überhaupt die Italiäner, wie Boot ſagt *), alle Kryſtalle

parent and of bluiſh green, and evidently the very Gemm which we now call the *aqua marina*.

*) Libr. II. cap. 20. De Laet will davon zwar nichts wiſſen; (Lib. I. cap. 10.) aber ſelbſt

TAYLOR INST. OXFORD

qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores in ſe habere videntur, Berylle nannten, wovon der Name endlich bis auf das gemeine Glas erſtreckt worden. Vielleicht auch, daß der mediciniſche Gebrauch des pulveriſirten Berylls gegen mancherley Beſchädigungen der Augen, von dem man in den mittlern Zeiten Aufhebens machte *), zur Uebertragung dieſes Namens auf die Brillen etwas beygetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, ſagt Dingley, folgt der Plaſm, oder ſchönſte Smaragd. Was man unter Plaſma verſtehen müſſe, habe ich ſchon gezeigt **). Es iſt der

dieſe Benennung der Augengläſer von Beryll ſcheinet ein Beweis für den Boot zu ſeyn.

*) Pſellus de Lapidum Virtutibus p. 12. Edit. Bernard. Βηρυλλος — ἕτος ὁ λιθος ἐντασεις ἰκται, και σπασμους, και ὀφθαλμῶν ὀδυνας, και ἑτερον; intentiones curat, convulſiones, oculorum dolores, auriginem,

**) S. den 25ſten Brief.

Praſius der Alten, und demnach ſo wenig der ſchönſte Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringſten Arten der durchſichtigen grünen Steine ſo genannt ward, und eigentlich noch jetzt ſo genannt werden ſollte. Wenn Dingley bloß geſagt hätte, daß, nach dem Carneol, es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigſten von den Alten geſchnitten finde: ſo wäre es eher recht geweſen. Denn wirklich findet man deren ſehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaſpis, bald Chryſolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden: aber, wie ſchon erinnert, einen jeden dieſer Namen eher verdienen, als den Namen Smaragd. Sonderbar iſt es, daß ſie bey den undurchſichtiger, dunkler und ſchmutziger grünen Steinen ſich nicht des Malachites oder Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata ſignis *) genennt wird.

*) l. c. Sect. 36.

Die dritte Stelle giebt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunrothen Stein, feurig und durchsichtig. Es ist wahr, das ist der Hyacinth der Alten; aber warum spricht Dingley hier so streng mit den Alten, da er in seinen übrigen Beschreibungen sich so weit von ihnen entfernt? Die neuern Steinkenner verstehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das Röthliche spielen *). Sein Hyacinth dürfte schwerlich von dem Amethyste und unserm Granate zu unterscheiden seyn; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverlässigkeit man sonach sagen könnte, daß die Alten den Amethyst und Granat sehr selten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geschnitten hätten.

*) De Lact. lib. I. c. 6. Recentiorum Hyacinthi sunt flavo colore, interdum simplici, eoque aut saturo aut diluto, vel cum rubedine quidam mixto intensius vel remissius.

Der Ueberſetzer hat das engliſche *Garnet* beybehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutſchen Namens ungewiß war. Aber er hätte ſich kein Bedenken machen dürfen, Granat dafür zu brauchen; es iſt durchaus das nehmliche, und einige Engländer ſchreiben bloß Garnet, weil ſie bey einigen ältern italiäniſchen Schriftſtellern Garnato anſtatt Granato fanden, welches faſt auf die Vermuthung bringen ſollte, daß dieſe Benennung nicht von den Körnern der ſo genannten Frucht hergenommen, ſondern die Verſtümmelung von Garamanticus ſey. Wenigſtens ſtimmt die Beſchreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

Was Dingley endlich von dem Kryſtalle ſagt, iſt nur von dem ganz weißen und deſſen Gebrauche zu Siegelſteinen zu verſtehen. Da er in weit größern Stücken gefunden wird, als andere Edelſteine, ſo brauchte man ihn auch zu größern Dingen, zu welchen er häufig geſchnitten ward. Aber wie viel gefärbte Kryſtalle

mögen in den Daktyliotheken für die ächten Edelsteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunst zu ertheilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen sind nicht weniger, eben so unzuverlässige. — Er spricht von einem Vermillionstein, Vermillon - stone; und man sollte glauben, was das für ein besonderer Stein sey. Gleichwohl ist es weiter nichts, als ein Beyname, den die Juwelierer derjenigen schönen Art von Granaten geben, deren Farbe sich dem Zinnober nähert *). — Der Onyx und Sardonyx sind ganz falsch angegeben; und von dem wer weiß wo aufgelesenen Achatonyx macht er eine Beschreibung, aus der ich jedem Trotz biete, klug zu werden.

Doch ich will mich bey solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley sagt: „die Alten gruben auf „ihre meisten Steine, den Onyx und Sardo„nyx ausgenommen, so wie sie gefunden wur„den, weil ihre natürliche Politur alles, was

*) De Laet. lib. I. cap. 3.

„durch die Kunſt an ihnen kann verrichtet wer„den, übertrifft.“ Aber man hüte ſich, ihm das zu glauben. Entweder die Edelſteine werden als Kieſel gefunden, und dieſe haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeſchliffen werden muß, um den durchſichtigern farbigen Kern zum Vorſcheine zu bringen; oder ſie brechen als Druſen in fremden Steinarten, und dieſe haben zwar eine natürliche Politur, aber ſelten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI.

Zweytens, von Hill's Kritik über dieſe Abhandlung.

LXXXII.

Drittens von Käſtner's Ueberſetzung, und der beygefügten Note.

LXXXIII.

In wie fern von der auf dem Steine befindlichen Vorſtellung auf das Alterthum deſſelben zuverläſſig zu ſchließen ſey.

LXXXIV.

Von der Arbeit, der Zeichnung, der Ordonanz, und besonders der Politur *).

LXXXV.

Ueber die Geringschätzung der geschnittenen Steine in den mittlern Zeiten.

Wie viele waren denn ihrer damals schon wieder aufgegraben, nachdem sie durch das Christenthum fast ganz außer Gebrauch gekommen waren? Ihre Deutung auf biblische Personen und Geschichte war vielmehr ein frommer Betrug, um sie zum Schmucke heiliger Gefäße anwenden zu dürfen. Woher will Klotz wenigstens beweisen, daß es Unwissenheit gewesen sey?

Klotzens Beweis aus dem Jupiter Serapis, S. 57. Wie seltsam er schließt, daß ihre Geringschätzung zu ihrer Aufbewahrung habe beytragen können **).

*) S. Kollekt. I, S. 293.

**) Ebend. S. 265.

LXXXVI.

Ob damals kaum der Glanz der Edelſteine die Augen auf eine angenehme Art gerührt habe? S. 55.

Gleichwohl ſind aus dieſen Zeiten ſo viele Schriftſteller von Edelſteinen; wovon aber freilich, wie wir am Leonardi und Skudalupis geſehen, Klotz wenige oder gar keine kennen mag.

Anmerkungen über das Regiſter derſelben beym Leonardi *).

LXXXVII.

Insbeſondere über den Phyſiologus, der in dem Verzeichniſſe des Leonardi vorkommt. Von dieſem weiß ich nichts; aber wohl von zwey andern Büchern dieſes Namens. Beyderſeitige Unwiſſenheit des Beaugendre und Freytag's **).

*) S. Kollekt. I, S. 204.

**) Ebend. S. 208.

LXXXVIII.

Register der Steinschneider im Leonardi, nebst einigen Anmerkungen darüber.

LXXXIX.

Von der künstlichen Vervielfältigung der geschnittenen Steine. Klotzens Schnitzer mit dem vitro obsidiano, S. 58. Gori macht indeß diesen Fehler auch *). Von den nachgemachten Edelsteinen, den Pasten und Abdrücken in Schwefel und anderer Materie **).

XC.

Von den Gadarern; S. 61 ***).

XCI.

Was er von den Kupfern der geschnittenen Steine sagt, wird als bekannt und gemein vor-

*) S. Kollekt. II, S. 205. 459.

**) Ebend. I, S. 213.

***) Ebend. I, S. 258.

bey gegangen. Die wenigſten Urtheile ſind ſein; und was ſein iſt, iſt falſch. Z. E. S. 70. daß man in der Ausgabe des Maffei von den Gemmen des Agoſtini die Hand des Galleſtruzzi vermiſſe. Und doch ſind es die nehmlichen Platten; ein Beweis, daß er dieſe Ausgabe gar nicht kennt.

XCII.

Ich komme auf ſeine Betrachtung der Steine von Seiten der Kunſt, S. 73 — 101. Und hier, glaube ich, geht eigentlich das Buch an. Alles Bisherige ſind vorausgeſchickte Anmerkungen. In dieſen Betrachtungen iſt er nichts, als Winkelmanns Ausſchreiber, bis auf die bloßen Verzierungen des Styls.

Hier ſind einige Proben von dieſer Ausſchreiberey:

Klotz ſagt S. 13: „Die Quelle des guten „Geſchmacks iſt nun geöffnet. Weiſe iſt der, „welcher aus ihr ſchöpft, und, wie Dichter aus „dem kaſtaliſchen Brunnen, ſich aus derſelben „begeiſtert.“

Und Winkelmann, von der Nachahmung der griechischen Werke in der Kunst, S. 2: „Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet. „Glücklich ist, wer sie findet und schmeckt!“

Winkelmann von den mit königlichen Kosten zu Dresden aufgehäuften Schätzen der Kunst und des Alterthums; und Klotz von einer Sammlung Abdrücke geschnittener Steine.

Klotz, S. 30: „Es ist ein sehr unüberleg„ter Ausspruch eines französischen Skribenten, „dessen Buch nicht hätte zur Schande der Deut„schen übersetzt werden sollen.“ Nehmlich Juvenel de Carlencas.

Und Winkelmann, in den Erinnerungen über die Betrachtung der Werke der Kunst, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V, S. 12: „Auch der Porphyr kann eben so „gut bearbeitet werden, wie vor Alters, wel„ches unwissende Skribenten läugnen, und zu„letzt Carlencas in einem Buche, dessen Ue„bersetzung den Deutschen keine Ehre macht.“

Aber

Aber Winkelmann dachte überhaupt von den Franzoſen ein wenig anders, als Herr Klotz. Er ſagt in der Nachricht vom Stoſchiſchen Muſeum, in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, B. V, S. 26: „Ich kenne aber die Begriffe der Franzoſen von der „Schönheit des Alterthums. Unter uns geſagt, ich fürchte mich, unſern Landsleuten etwas zum Nachtheil dieſer Nation zu ſagen. „Ihre Wuth in Ueberſetzung franzöſiſcher Bücher, die voll von tauſend Vergehungen, wie „des Barre deutſche Geſchichte ſind, machen „mir dieſe Beſorgniß.“

Klotz ſagt, S. 62: „In den Werken der „Alten liegt der Verſtand tief.“

Und Winkelmann in den angeführten Erinnerungen, S. 4: „Daher liegt der Verſtand „der Alten tief in ihren Werken.“

Klotz, S. 73: „Wer den Homer nur in „der Uebersetzung gelesen hat, der kennt seine „majestätische Einfalt gewiß nicht. Eben so „mangelhafte Begriffe von der alten Kunst „wird derjenige haben, der bloß aus Kupferstichen von ihr urtheilt.“

Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, S. 17: „Dieser Privatunterricht aus Kupfern und Abdrücken bleibt unterdessen wie die Feldmesserey „auf dem Papier gezeichnet. Die Kopie im „Kleinen ist nur der Schatten, nicht die Wahrheit; und es ist vom Homer auf dessen beste „Uebersetzung kein größerer Unterschied, als „von der Alten und des Raphaels Werken auf „deren Abbildungen.“

Klotz redet S. 159. von Werken, die einen allzu scharfen, eckigen Umriß haben, und deren Meister lieber ihre anatomische Kenntniß zeigen, als sanft und gefällig seyn wollen; und setzt hinzu: „Wem die Werke gefallen, die diese

„ſparſame Weisheit bezeichnet, der giebt einen „eben ſo ungezweifelten Beweis von ſeinem ver„derbten Geſchmacke, als der, welcher die na„türliche und ſanfte Schreibart des Xenophon „dem ſpielenden Witze der Sophiſten nach„ſetzt.“ — Dieſe ſparſame Weisheit! Was heißt das? Er braucht den Winkelmanniſchen Ausdruck, und giebt ihm gerade die umgekehrte Bedeutung.

Winkelmann ſagt nehmlich, von der Nachahmung griechiſcher Werke, S. 12: „Eben ſo „unterſcheiden ſich die neuern Werke von den „griechiſchen durch eine Menge kleiner Ein„drücke, und durch gar zu viele und gar zu ſinn„lich gemachte Grübchen, welche, wo ſie ſich in „den Werken der Alten befinden, mit einer „ſparſamen Weisheit, nach dem Maaße derſel„ben in der vollkommenern und völligern Na„tur unter den Griechen, ſanft angedeutet, und „öfters nur durch ein gelehrtes Gefühl bemerkt „werden.“

Klotz, S. 174: „Die Ausleger sagen, nach „ihrer Gewohnheit, entweder Dinge, welche „uns noch ungewisser machen; oder sie sagen „nichts-von denselben. Eine Sache, die sie „mit den Brunnen gemein haben, die oft über„fließen, und dann Mangel an Wasser leiden, „wenn wir es am nöthigsten brauchen."

Und Winkelmann in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XXI: „Ueberhaupt sind „die mehresten Skribenten in diesen Sachen „wie die Flüsse, welche aufschwellen, wenn „man ihr Wasser nicht nöthig hat, und trocken „bleiben, wenn es an Wasser fehlt."

XCIII.

Nachtheil der geschnittenen Steine für das Kunstauge, oder das Auge eines jeden andern, der sich darnach bilden will. Die Schönheit läßt sich in so kleinen Figuren bey weitem nicht so deutlich empfinden, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.

XCIV.

So ſehr er Winkelmann ausſchreibt, ſo unterſteht er ſich gleichwohl ihn zu meiſtern, wegen ſeines Satzes, daß die alten Denkmähler aus den mythologiſchen Zeiten vornehmlich zu erklären ſeyen. Vertheidigung dieſes Satzes.

XCV.

Klotzens lächerliche Nachahmung des Winkelmanniſchen Enthuſiasmus. Von dieſem überhaupt. Wie anſtößig die Nachahmung bey der Venus Kallipygia ſey. Chriſt's Geringſchätzung bey dieſer und andern Gelegenheiten. Deſſen Vertheidigung.

XCVI.

Chriſt's weitere Vertheidigung wegen der alten Art in Stein zu ſchneiden. Es iſt nicht einmal Chriſt's Meinung, ſondern ſchon Vettori's, welcher durchaus davon ſpricht, als ob er ſie ausüben geſehen, und ſie umſtändlich beſchreibt.

Es ist kein Schluß von dem, was wir jetzt nicht zu machen wissen, auf die Alten, daß sie es auch nicht gewußt hätten.

Möglichkeit, daß es verschiedene Arten kann gegeben haben; gezeigt an dem, dessen sich Rivaz und Vatze gerühmt haben *).

Auch den Valerio Vincenti hatte man in Verdacht, daß er eine geschwindere Art zu arbeiten haben müsse. S. dessen Artikel beym Fueßlin.

XCVII.

Und doch ist Klotz auch der Plagiarius von Christ. Außer dem Beweise, den ich von den Ahnenbildern der Römer insbesondere geführt habe, noch andere aus Christ's Vorlesungen über die Literatur.

*) S. Kollekt. I, S. 268.

Zuſätze
zu den
Briefen antiquariſchen Inhalts.

Von dem Herausgeber.

I.

Zum neunten Briefe.

Th. I, S. 57.

Die Einschränkungen, welche Lessing in diesem Briefe von seiner Behauptung im Laokoon macht, daß die Künstler des Alterthums niemals die Furien abgebildet hätten; sind an sich zwar sehr sinnreich und gegründet. Fast vermuthe ich aber, daß er sie selbst erst nach der Hand zu machen nöthig gefunden habe, und durch die von Klotz ihm gemachten Instanzen dazu veranlaßt sey. Im Laokoon *) wird jene Behauptung wirklich etwas zu ausschließend und allgemein ausgedrückt, und es werden da bloß die Münzen ausgenommen; obgleich der Zusatz, daß die Figuren derselben nicht zur Kunst, sondern zur Bilderſprache gehö-

*) B. IX, S. 30.

ren, welches jedoch auch nicht allgemein zutreffend iſt, einen Wink enthielt, den Leſſing in dieſem Briefe zu ſeiner Rechtfertigung und nähern Erklärung benutzen konnte, und wirklich auch trefflich benutzt hat.

In dem Vorſchlage, daß man den Namen der Kunſtwerke nicht ohne Unterſchied allen Antiken, ſondern nur denen geben ſollte, in welchen ſich der Künſtler als Künſtler zeigen können, bey welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen, liegt an ſich ein ſehr richtiger und wahrer Gedanke zum Grunde. Wenn der Bildhauer für irgend einen gottesdienſtlichen oder politiſchen Zweck, der Stempelſchneider für irgend eine öffentliche Beſtimmung, der Steinſchneider für irgend einen eigenſinnigen Gedanken einer Privatperſon arbeitete; ſo ſah er ſich durch dies alles in ſeiner Kunſt, und in der Wahl des Stoffes ſowohl als der Behandlungsart, beſchränkt, und konnte nicht mehr der Schönheit, als dem höchſten Geſetze ſeiner Kunſt, allein folgen. Hier alſo mußte er mehr mechaniſcher, als ſchöner Künſtler ſeyn.

Aber für uns iſt es doch wohl in den meiſten Fällen ſchwer, wo nicht gar unmöglich, den beſondern und individualen Zweck jeder einzelnen Antike

zu unterſcheiden, und mit Gewißheit zu beſtimmen, ob ſie eigentliches Kunſtwerk, in jenem engern Sinne des Worts, oder beſtellte Arbeit, geweſen ſey. Und ſo möchte die Verwirrung und das Mißverſtändniß in den meiſten Fällen durch jenen Unterſchied eher vervielfältigt und vergrößert, als vermieden und gehoben werden.

Die Furien im Tempel zu Athen, deren Pauſanias gedenkt, und die Leſſing für die nehmlichen hält, deren Clemens Alexandrinus erwähnt, waren indeß wohl gewiß von der letztern Art beſtellter und verabredeter Arbeiten; ſie waren zur Aufſtellung in dem ihnen gewidmeten Tempel beſtimmt. Aber auch hier waren ſie nicht ſchrecklich, nicht als Göttinnen der Wuth und Zwietracht gebildet; ſie hatten, ſagt Pauſanias, οὐδεν φοβερον.

Hiervon aber läßt ſich vielleicht noch eine beſtimmtere Urſache angeben, als die Abſicht der Künſtler, das Widerliche zu vermeiden, und auch hier das Geſetz der Schönheit, als das höchſte Kunſtgeſetz, zu beobachten. Man weiß, daß die Erinnyen oder Furien den Namen der Eumeniden, der Gütigen und Wohlthätigen, da erſt erhielten, als Oreſt ſie durch Opfer verſöhnt und ſich geneigt gemacht hatte. Der Tempel zu Athen, von

dem hier die Rede iſt, war nahe an dem Areopagus; und, wie Pauſanias unmittelbar vorher ſagt, war Oreſt vor dieſem Gerichte, der Sage nach, entſühnt und freygeſprochen worden. Man ſieht dort noch, ſetzt er hinzu, einen Altar der Minerva Area, den Oreſt nach dieſer Losſprechung geweihet haben ſoll. Offenbar ſtand dieſer Tempel mit jenem Gerichtsſaale in Verbindung, und, wie es ſcheint, nicht bloß der Lage, ſondern auch der Beſtimmung nach. Als Eumeniden alſo, als ausgeſöhnte Göttinnen, hatten ſie ihren Tempel nahe bey dem Gerichte, deſſen Zweck Schlichtung der Streitigkeiten war. Die Freygeſprochenen ſollten hier, wie es ſcheint, den Göttinnen danken, deren Zorn und Rache ſie nun nicht mehr zu fürchten hatten. Die Eumenidien waren ein athenienſiſches Feſt von gleicher Beſtimmung. Und an einem andern Orte gedenkt Pauſanias *) des Tempels zu Akе, unweit Megalopolis, wo Oreſt von ſeiner Wuth geheilt ſeyn, und den Eumeniden geopfert haben ſoll. Zum Andenken an dieſe Begebenheit, ſetzt er hinzu, hält man ſich dort für berechtigt, dieſen Göttinnen und den Grazien zu gleicher Zeit zu opfern.

*) L. VIII, c. 34.

II.

Zum neunten Briefe.

S. 67.

Ueber die beyden großen Gemälde des Polygnotus in der Leſche zu Delphi.

Das Werk, worauf Klotz in ſeiner Abhandlung über den Nutzen und Gebrauch der geſchnittenen Steine, S. 104, verweiſet, und welches Leſſing nicht zur Hand hatte, iſt die Hiſtoire de l'Academie des Inſcriptions & des belles lettres, Tom. XXVII, p. 34. Es findet ſich daſelbſt ein Auszug aus einer in der Akademie vom Grafen Caylus vorgeleſenen Abhandlung, mit der Ueberſchrift: Deſcription de deux Tableaux de Polygnote, donnée par Pauſanias. Dies ſind eben die beyden Gemälde, deren Leſſing im Laokoon, (Band IX, S. 274.) gedenkt, und denen er alle Perſpektiv abſpricht.

Graf Caylus geht von der allgemeinen Bemerkung aus, daß Schriftſteller, die von der Malerey

reden wollen, billig von den Grundſätzen dieſer Kunſt ſollten unterrichtet ſeyn. Dies aber ſey, nicht nur bey neuern, ſondern auch bey den alten Schriftſtellern, ſelten der Fall. Pauſanias redet ſo oft von Werken der Kunſt, die er in den von ihm beſchriebenen griechiſchen Städten antraf; aber er hatte mehr Kenntniß des Alterthums, als der Kunſt. In ſeiner Beſchreibung der beyden gedachten Gemälde herrſcht durchgehends eine Verwirrung, wodurch die Vertheilung der auf denſelben befindlichen maleriſchen Partien ſehr dunkel wird. Die Stelle, welche die Gruppen und Figuren hatten, wird bloß durch die ſchwankenden Ausdrücke: oben, unten, hernach, u. ſ. f. bezeichnet, welche doch immer ſehr ungewiſſe Bezeichnungen ſind. Eine maleriſche Compoſition, ſagt der Graf weiter, iſt ein Gedicht; man muß ſie alſo eben ſo entwickeln, wie man den Entwurf eines Gedichts entwickeln würde. Zuerſt muß man auf die Hauptgruppe ſeine Aufmerkſamkeit richten, und hernach zu dem Beiwerke, nach Verhältniß ſeines größern oder geringern Intereſſe, fortgehen. Man muß die Beſchreibung von dem Triumph Alexanders von le Brun nicht mit den beyden Soldaten anfangen, die ein Gefäß tragen. Pau-

ſanias hätte folglich in dem zweyten Gemälde gleich Anfangs von der Gruppe reden ſollen, in welcher Ulyß vorkömmt. Dies iſt die Haupthandlung, welche ſelbſt durch die Ueberſchrift ſeiner Beſchreibung: Ulyſſens Hinabſteigung zur Unterwelt, angedeutet wird. Man würde dem Polygnotus Unrecht thun, wenn man die Unordnung des Pauſanias auf ſeine Rechnung ſchreiben wollte; das Alterthum beweiſet uns, daß maleriſche Vertheilung von je her eine bekannte Sache war.

Bey dem allen aber muß man doch dem Pauſanias auch Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und einräumen, daß die Geſchichte und Gebräuche jener entfernten Zeiten, wovon er uns unterrichtet, beträchtlichere und intereſſantere Gegenſtände ſind, als die einzelnen Umſtände und Erforderniſſe einer Kunſt.

Auch muß man, zum Verſtändniß dieſer Gemälde, ſich erinnern, daß ſie immer noch etwas von der Kindheit der Malerey an ſich haben mußten. Polygnotus lebte, nach dem Plinius, vor der neunzigſten Olympiade. Und ein Beweis, daß damals die Malerey noch von jenem Gipfel der Vollkommenheit entfernt war, den ſie zur Zeit Alexanders des Großen erreichte, iſt das

Beyſchreiben aller der Namen, womit dieſe beyden Gemälde ſcheinen verſehen geweſen zu ſeyn; jeder Perſon war ihr Name beygeſetzt. Vielleicht hat Polygnotus ſelbſt in der Folge dieſen Fehler verbeſſert; wenigſtens geſchieht dieſes übeln Gebrauchs bey den übrigen Gemälden nicht Erwähnung, welche Plinius dieſem Künſtler beylegt. Der Fehler war auch nicht ihm allein, ſondern ſeinem Zeitalter eigen; und vielleicht hat er das Verdienſt, ihn verbeſſert zu haben.

Was man indeß an dieſen beyden Gemälden mit Recht ausſetzen könnte, wäre vielmehr eine zu große Menge einzelner Handlungen, die ſich mit dem Totaleindruck einer maleriſchen Compoſition nicht zu vertragen ſcheinen. Je einfacher und leichter dieſe iſt, deſto deutlicher und einleuchtender iſt ſie. Polygnotus verlor jedoch ſeinen Hauptgegenſtand nicht aus den Augen; und ungeachtet der Menge von Dingen, die er behandelte, wußte er doch die beyden hiſtoriſchen Hauptvorfälle, die er zur Abſicht hatte, ſehr gut darzuſtellen. — — Wenn man die beyden Gemälde zu Delphi einzeln durchgeht, ſo erkennt man darin einen Künſtler von noch größerm Umfange des Geiſtes und der Einſicht, als ihn Pauſanias

ſelbſt

ſelbſt darſtellt. Höchſtens ließe ſich vermuthen, daß es dieſen Gemälden an einer gewiſſen Harmonie des Colorits und der Compoſition gefehlt habe, daß in ihnen vielleicht zu viel Monotonie herrſchte, und daß in Anſehung der einzelnen Theile des Effekts und der Zuſammenſtellung der Gruppen Manches hätte beſſer ſeyn können. Zugleich aber muß man annehmen, daß die Zeichnung jeder Figur ſchön, edel, und im Einzelnen mannichfaltig geweſen ſey. — —

Schon im ſechſten Bande*) der Mémoires de l'Academie des Inſcriptions findet ſich eine Abhandlung des Abts Gedoyn, deren Ueberſchrift die Erläuterung dieſer nehmlichen beyden Gemälde verſpricht, obgleich in der Abhandlung ſelbſt nur noch die Beſchreibung des erſten enthalten iſt. Der Text des Pauſanias wird darin überſetzt, und mit hiſtoriſchen und philologiſchen Anmerkungen begleitet. Graf Caylus, deſſen Schrift beyde Gemälde betrifft, betrachtet ſie bloß aus dem Geſichtspunkte der Kunſt. Beyde Gemälde hat er nach der davon gefaßten und erläuterten Idee

*) Und im neunten Bande der Amſterd. Octav-Ausgabe, S. 72.

von le Lorrain zeichnen und in Kupfer ſtechen laſſen. Auf dieſe Abbildungen beziehen ſich die von ihm über jedes Gemälde gegebenen Erläuterungen und Kunſtbemerkungen, worin er dem Texte des Pauſanias allmählich folgt.

Freylich aber iſt unter dieſen Bemerkungen keine, welche die Perſpektiv beträfe. Auch konnten die großen Schwierigkeiten, welche ſich Leſſing in Anſehung derſelben mit Recht dachte, dem Grafen nicht auffallen, da er ſich die Figuren nicht über, ſondern mehr neben einander, und die Fläche alſo nicht bergan ſteigend, ſondern fortlaufend dachte. So ganz ſcheint dies nun zwar den Andeutungen des Pauſanias, ſeinem öftern ἀναθεν, ἀνωτερω, u. ſ. f. nicht gemäß zu ſeyn. Aber dieſe Andeutungen bleiben immer doch noch ſo ſchwankend; und dem gewöhnlichen Verfahren der antiken Künſtler, auf ihren Gemälden und Basreliefs die Figuren gruppenweiſe neben einander in die Länge hin zu vertheilen, ſcheint die Art, wie ſich Caylus das Gemälde von der Einſchiffung des Menelaus dachte, ſehr entſprechend. Und da durch dieſe Vorſtellungsart wenigſtens viele von den Schwierigkeiten, die in der Leſſingiſchen ganz unläugbar ſind, wegfallen; ſo wird man doch wohl

lieber dem Polygnotus zutrauen wollen, daß er durch dieſes Hülfsmittel jenen Schwierigkeiten ausgewichen ſey, als, daß er etwas ſo ganz Widerſinniges und Unperſpektiviſches gemalt habe. Bey dem allen aber iſt das von Caylus gedachte und entworfene Gemälde doch ſicherlich nicht ganz das Gemälde des Polygnotus.

Aus der ſonderbaren Art, womit ſich Klotz ausdrückte, mußte übrigens Leſſing nothwendig vermuthen, Caylus habe nur Eins derſelben „gleichſam neu wieder geſchaffen.“ Sie ſind aber, wie geſagt, hier beyde nach ſeiner Idee abgebildet; und glücklicher möchten ſie ſich wohl ſchwerlich denken und anordnen laſſen.

III.

Zum neunten Briefe.

S. 71.

Wenn Leſſing den Künſtlern des Alterthums die Kenntniß und Anwendung der Perſpektiv abſprach, und Klotz hingegen, der darin dem Sallier, Caylus, Algarotti und andern Vorgängern folgte, ſie ihnen beylegte; ſo war Mißverſtand über den Umfang des Begriffes von der Perſpektiv der vornehmſte Grund der ganzen Streitigkeit. Leſſing hat ſeine Meinung darüber, und die nöthige Einſchränkung ſeines abſprechenden Urtheils, in dieſem neunten Briefe hinlänglich und ſcharfſinnig genug aus einander geſetzt; und bey dieſen Beſtimmungen ſeines Urtheils ſind die von Klotz vorgebrachten Einwürfe ſo wenig treffend, wie die von ihm dagegen angeführten Beyſpiele von Münzen, auf welchen er perſpektiviſche Zeichnung von einer Art fand, deren Kenntniß wohl Niemand den Alten abſprechen wird, und die auch

Leſſing ihnen nicht abſprach, nehmlich von der bloßen Linienperſpektiv.

In ſeinem Beytrage zur Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt aus Münzen beruft er ſich S. 185, um zu beweiſen, daß die alten Künſtler die Regeln der Perſpektiv verſtanden haben, auf die im Gepräge einiger Münzen vorkommenden Vorſtellungen von Gebäuden. Sehr unbeſtimmt ſagt er, daß die rechte Perſpektiv freylich ſelten ſey; „allein," fährt er fort, „ich kann doch einige „Münzen anführen, auf welchen ſie gut beobach„tet iſt." Leſſing mochte ſich nicht einmal die Mühe nehmen, dieſe Münzen nachzuſehen. Die meiſten ſind aus Geoners Sammlung von römiſchen Kaiſermünzen nachgewieſen; und dieſe habe ich mir die Mühe genommen, nachzuſchlagen.

Zum Beweiſe, daß das, was er die rechte Perſpektiv nennt, auf einigen Münzen gut beobachtet ſey, citirt er zuerſt aus dieſer Sammlung, Taf. XVIII, Nr. 16. Aber dieſe Nachweiſung iſt falſch. Die bey dieſer Nummer zurückgewieſene Nr. 23. auf der ſechzehnten Tafel hat nichts Perſpektiviſches. — XCI, 34. hat freylich ein kleines auf einem Felſen errichtetes Haus, von zwey Seiten vorgeſtellt, aber durchaus nicht mit irgend

einer Anwendung deſſen, was rechte Perſpektiv heißen könnte. — CXXXIII, 9. 10. ſind Abbildungen von gegen einander ſtehenden Tempeln, völlig von eben der Art. — CLXXXIII, 20. gehöret kaum hierher, und ließe ſich eher als Beyſpiel des Unperſpektiviſchen anführen.

Von der Geſchicklichkeit der Alten in der Degradation des Plans nach dem Augenpunkte führt er aus eben dieſem Münzwerke CXLII, 24 und 25. an. Auch dieſe Münzen haben nichts, als die gemeinſte Linienperſpektiv, um das Innere eines im ganzen Umfange dargeſtellten Gebäudes von oben hinein zu zeigen. Und dieſe Kenntniß den Alten abzuſprechen, fiel den Beſtreitern der Perſpektiv in den Kunſtwerken des Alterthums wohl nie ein.

Sodann ſetzt Klotz hinzu, die gewöhnlichſte Perſpektiv der Alten ſey die von uns ſo genannte Militarperſpektiv von oben herein; und verweiſet dabey zuerſt auf den Gesner, Taf. V, Nr. 10. Die Vorſtellung iſt ein länglich-rundes Gebäude, woran nichts Perſpektiviſches iſt, als daß oben das ganze Oval gezeichnet, folglich ein Theil der Hinterſeite gezeigt, und die Vorderſeite gehörig abgerundet iſt. Bey X, 22. iſt eben dies, aber noch weit weniger, der Fall; und ſo auch XXI, 2.

in der Abbildung einer Rennbahn; LX, 19. in der Vorſtellung eines Amphitheaters; und LXXVI, 29. 30. ſind Naumachie und Tempel völlig von gleicher Art.

Endlich giebt er noch die Nachweiſung eines, wie er ſagt, artigen Beyſpiels der Perſpektiv von unten heran, aus eben dem Gesneriſchen Theſaurus, LXXIX, 30. Es iſt nichts weiter, als eine Abbildung der Brücke Trajan's, wo der Bogen unten nicht nur gewölbt, ſondern zugleich ein Theil der Unterlage dem Auge ſichtbar gemacht iſt.

Man ſieht alſo, wie ſehr Leſſing Recht hatte, wenn er in dieſen vorgeblichen Gegenbeweiſen nichts Beweiſendes zu finden hoffte. Auch der Begriff der Militarperſpektiv war, wie Leſſing zeigt, von Klotz ganz irrig gefaßt; und man dürfte dreiſt behaupten, daß die Künſtler, vollends die Maler des Alterthums ſo gut wie gar keine Perſpektiv gekannt hätten, wenn ihnen nur dieſe Art derſelben bekannt geweſen wäre. Und L. hat Recht, daß, den Alten in dem Sinne Perſpektiv abſprechen wollen, wo ſie nichts weiter iſt, als Wiſſenſchaft, Gegenſtände auf einer Fläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich in einem gewiſſen Abſtande unſern Augen zeigen, wahrer Unſinn ſeyn würde.

IV.

Zum zehnten Briefe.

S. 78.

Leſſing gedenkt in dieſem Briefe des bekannten allegoriſchen Gemäldes, oder der ſo genannten Tafel des Cebes; und er hat wohl unſtreitig Recht, wenn er behauptet, daß in der ganzen Angabe deſſelben an gar keine Perſpektiv zu denken ſey, und daß daher alle bisherigen Verſuche, es nach des Cebes Beſchreibung wirklich zu entwerfen, verunglückt ſind. Der von dem jüngern Merian, den er den noch erträglichſten nennt, befindet ſich bey der deutſchen Ueberſetzung von G. J. Schulz, die zu Frankfurt, 1638 und 1656 in 4 gedruckt iſt.

Der Graf Caylus verlas in der franzöſiſchen Akademie der Inſchriften den 2ten Sept. 1760. eine Abhandlung, deren erſter Theil dieſes Gemälde des Cebes betrifft *). Auch er hält die Aus-

*) Ein Auszug derſelben ſteht in der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. T. XXIX. p. 149. f. und

führung des Gemäldes für unmöglich, und bemerkt, daß gleich bey der ersten Einfassung, oder Umzäunung, wie Lessing sie nennt, ein Hauptfehler in der Malerey vorkomme, weil der Zuschauer das vorgestellte Subject nicht erkennen, und die Malerey diese Anordnung wegen der Flächen nicht vorstellen konnte. Um die Gegenstände, welche diese drey in einander gefügten Einfassungen einschließen, zu unterscheiden, müßte man seinen Gesichtspunkt sehr hoch nehmen, und gleichsam aus der Luft auf das Gemälde hinab sehen. Aber alsdann könnte der vor dem Thor stehende Haufe nicht da seyn, und man würde unmöglich die Handlungen andeuten können, welche Cebes ihm beylegt. Nimmt man so niedrige Einfassungen an, wie viele Zeichner, und besonders Romyn de Hooghe, in den zu der Beschreibung des Cebes gestochenen Kupfern, gethan haben; wie will man alsdann alle einzelne Handlungen unterscheiden, die, nach der Erzählung des Schriftstellers, in der zweyten und dritten Einfassung sollen vorgefallen seyn?

übersetzt in des Grafen Caylus Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst, B. II. S. 184. f.

Schon hieraus würde folgen, daß Cebes niemals die weſentlichen und unwandelbaren Erforderniſſe der Malerey verſtanden, und ſeine moraliſche Fiction von einer Kunſt entlehnt habe, die ihm ganz fremd war. Außerdem aber zeigt der Graf, daß in dieſem Gemälde weder Einheit, noch Einfachheit des Subjects iſt; daß die handelnden Perſonen darin gar nicht genug charakteriſirt, und daß Dinge darin angegeben ſind, die ſich durch die Malerey auf keine Weiſe darſtellen und ausdrücken laſſen.

V.

Zum zehnten Briefe.

S. 80.

Wenn Klotz *) ſich auf den Grafen Caylus beruft, daß er in der Aldrovandiniſchen Hochzeit, dieſem berühmteſten Gemälde unter den wenigen, die uns aus dem Alterthum übrig ſind, die perſpektiviſche Anordnung finde, ſo lieh er dem Grafen ganz willkührlich das Beywort, perſpektiviſch, und ließ ihn dadurch etwas behaupten, was ihm gar nicht in den Sinn kam, und ſich auf keine Weiſe würde rechtfertigen laſſen. Er gedenkt dieſes Gemäldes freylich in ſeiner Abhandlung von der Perſpektiv der Alten **); aber er ſagt vorher in dieſer Abhandlung ausdrücklich, daß wir

*) Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine, S. 93.

**) In den Mém. de Litérature, T. XXIII. p. 320; und überſetzt in Caylus Abhandlungen zur Geſchichte und Kunſt, B. II, S. 195. ff.

zur richtigen Beurtheilung der alten Malerey die wahren Stücke der Vergleichung nicht mehr haben, und niemals haben können. „Diejenigen,“ fährt er fort, die wir übrig haben, (ich rede immer von denen vor der Entdeckung des Herkulanum) „ſtellen überhaupt Figuren vor, die bloß auf „leeren Gründen, und mit einer einzigen Farbe „ausgeführt ſind.“ Und in der Folge, wo er von dem Werthe der alten Freskogemälde redet, ſagt er: „wenn man nicht wüßte, daß die Aldrovandi„niſche Hochzeit vom Raphael nie wäre geſehen „worden, ſo könnte man glauben, er würde ſie „zum Muſter ſeiner Manier in der Freskomalerey „genommen haben. — Dieſe aldrovandiniſche „Hochzeit, ſagt er kurz vorher, iſt eins der größe„ſten Stücke, welche uns von den Gemälden des „alten Roms übrig ſind. Die Simplicität und „das Edle ſeiner Anordnung werden jederzeit „verdienen, daß man ſeiner gedenkt, bis andere „alte Gemälde erſcheinen, die Verdienſt genug „haben, das Verdienſt desjenigen, das wir vor „Augen haben, zu verdunkeln.“ Alſo nur das Edle, nicht aber das Perſpektiviſche der Anordnung, rechnet er dieſem Gemälde als ein Verdienſt an. Er bemerkt freylich noch, daß die Schatten

deſſelben durch Schraffirungen ausgedrückt ſind, beynahe wie Raphael bey ſeinem großen Gemälde von der Schule zu Athen gethan hat; und daß dieſe Schraffirungen dazu dienen, das Wellenförmige, die Erhöhungen und Formen der Körper, auszudrücken. „Ich habe," ſetzt er hinzu, „daher nur auf die Schraffirungen gedrungen, „weil ich ſie als eine Folge der Perſpektiv anſehe, welche die Schatten an der aldrovandiniſchen Hochzeit ausdrückt, und zugleich zu erkennen giebt, daß ihr Urheber dieſen Theil der Kunſt verſtanden habe." Aber er giebt ſelbſt zu, daß die zehn Figuren dieſes Gemäldes auf Einer Fläche vorgeſtellt, ſchlechtweg und natürlich hingeſetzt ſind; wiewohl er meynt, der Maler habe dabey überall, wo es nöthig war, die Perſpektiv bemerkt, nicht bloß in Anſehung der Ründung der Körper und der Andeutung des Zwiſchenraums, der ſie vom Grunde abſondert, ſondern auch in Anſehung der richtigen Degradation der Körper, welche ſein Subject erforderte, z. B. des Altars, des Bettes, des Fußbodens, u. ſ. f. Das alles gehört denn doch nicht zur perſpektiviſchen Anordnung, und beweiſet nichts wider Leſſing, wenn man auch zugeben will, daß jene Schraffirungen mit zur Per-

ſpektiv gehören, wozu man ſie doch wohl nur ſehr uneigentlich rechnen kann. Man darf auch nur auf die häufigen Abbildungen jenes berühmten Gemäldes *) einen flüchtigen Blick werfen, um ſogleich zu ſehen, daß die Figuren deſſelben, wie auf den Basreliefs, bloß neben einander geſtellt, nicht aber perſpektiviſch angeordnet oder gruppirt ſind. Und Leſſing hatte daher völlig Recht zu ſagen, dies Gemälde habe höchſtens keine Fehler gegen die Perſpektiv, weil ſich der Meiſter keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen.

Unlängſt erſt hat einer der geſchmackvollſten Alterthumskenner **), der das Original dieſes Gemäldes ſelbſt vor Augen hatte, von demſelben Gelegenheit genommen, über die richtige Würdigung der Malerey der Alten, und über den mechaniſchen Theil derſelben, einige treffliche Bemerkungen zu machen. Auch er fand die Figuren, nach Art alter Basreliefs, hinter einander auf Einen Plan

*) Z. B. im *Montfaucon*, Antiq. expl. T. III, Tab. CXXIX.

**) Herr Oberappellationsrath von Ramdohr in ſeinem ſehr ſchätzbaren Werke über Malerey und Bildhauerarbeit in Rom, Th. II, S. 163. f.

geſtellt, und ſo wenig durch den Ausdruck eines ungetrennten Antheils an einer ſichtbaren Handlung, als durch die Gruppirung, zu Einem Ganzen verbunden. — „Luft- und Linienperſpektiv, „ſagt er in der Folge, iſt in keiner mir bekannten „größern Compoſition der Alten beobachtet; und „wenn man nicht auf eine ganz unverantwortlich „partheyiſche Art, Ründung einzelner Figuren, „Abſtufung und Abſchwächung entfernterer Gegen„ſtände gegen die nähern in einem geringen Rau„me, nach dem bloßen eingebildeten Augenmaße, „mit den künſtlichen Regeln der Optik vermengen „will, ſo kann man dreiſt behaupten, daß die Al„ten ſie nicht gekannt haben.“ — Und hernach ſagt er noch von den Malern des Alterthums: „Sie malten auch dann, wenn ſie mehrere Figuren „vereinigten, immer die einzelne menſchliche Form „neben der einzelnen menſchlichen Form; darum „iſt es glaublich, daß ſie das Helldunkle vernach„läſſigt haben, und gewiß, daß ſie in der Luft„und Linienperſpektiv bis zu keinen ſichern Regeln „fortgeſchritten ſind.“

Unſtreitig dachte Herr von R. an die von Caylus und Klotz angeführte Stelle des Plinius, wo er von dem Stiere des Pauſias redet, wenn

er S. 176. sagt: „Und wenn man von einem ge„malten Ochsen lieset, daß, ob er gleich nur von „vorn zu sehen gewesen wäre, man doch auf seine „ganze Länge habe schließen können; läßt sich aus „diesem perspektivischen Probestückchen, dem ge„ringsten unserer Anfänger, die künstliche Ver„schmelzung heller und dunkler Farben, die weise „Vertheilung des Lichts und Schattens eines „Correggio, mit Sicherheit folgern?“

VI.

Zum dreyzehnten Briefe.

S. 103.

Mit diesem Briefe sind im zweyten Theile der 35ste bis 39ste Brief, und der Artikel Borghesischer Fechter in den Kollektaneen zu vergleichen. Lessing nahm, wie bekannt, seine Meinung, daß diese Statue den Chabrias, nach einer Stelle im Nepos, darstelle, wieder zurück; und that dies, wie Herr Hofrath Heyne bey der Anzeige jenes zweyten Theils dieser Briefe sagt *), mit der Offenherzigkeit eines rechtschaffenen Mannes, und erst nach einer scharfsinnigen Prüfung alles dessen, was dawider gesagt ist, und was noch hätte gesagt werden können. An den Miles Veles, setzt Herr H. selbst hinzu, lasse sich weiter gar nicht denken.

Seitdem hat Herr Hofrath Heyne in der zweyten Sammlung seiner antiquarischen Aufsätze

*) Göttingische gelehrte Anzeigen vom Jahr 1769, Stück 137. S. 1235.

von den so genannten Fechtern überhaupt gehandelt. Er hält es, aus verschiedenen Gründen, für mehr als unwahrscheinlich, daß von allen Statuen der so genannten Fechter wirklich einer ein Fechter sey. Am unschicklichsten findet er diese Benennung von dem Borgheſischen Fechter, dieſer edlen, schönen Figur eines so vortrefflich athletisch ausgearbeiteten Körpers eines jungen Kriegers im höchsten Grade der Spannung aller Muskeln, und doch ohne Uebertreibung. Ihm ist es wahrscheinlich, daß er ehedem eine Gruppe mit andern Figuren ausgemacht, und daß vor ihm eine Figur zu Pferde gestanden habe, gegen die er sich vertheidigte. Die Richtung des Kopfes scheint ihm zu lehren, daß er sich gegen einen Angriff von oben her verwahrt habe, und daß er eine Wunde von unten auf, wie in eines Pferdes Bauch oder Bruſt, anbringen wolle. Auch ist es ihm sehr wahrscheinlich, daß es ein historisches Stück sey.

Herr von Ramdohr *) findet die Gründe für das Unpassende der Benennung eines Fechters, nicht befriedigend genug. Das ausgezeichnete Ed-

*) Ueber Malerey und Bildhauerarbeit in Rom Th. I, S. 326.

le hat er, der angeſtellten Unterſuchung ungeachtet, ſo wenig finden können, als daß der Arm mit dem Schilde neu ſey. Es ſcheint ihm auch nicht nothwendig, daß der Streich von oben, den dieſe Figur abzuwenden ſcheint, von einer Figur zu Pferde komme. Es konnte, meint er, ſehr wohl ein Hieb ſeyn, den der Gegner mit aufgehobenem Arme ausholte. Selbſt der aufwärts gerichtete Blick ſcheint ihm das Gegentheil nicht anzudeuten. Denn die Richtung des Auges folgt eher dem Schwerte, als der Miene des Gegners. So findet er auch nicht, daß dieſe zweite Figur ſchlechterdings mit dem Begriffe kontraſtiren müſſe, den wir uns von einem Fechter zu machen berechtigt ſind; noch, daß es nothwendig ein hiſtoriſches Stück ſeyn müſſe; ſelbſt, wenn Winkelmann darin Recht hätte, daß der Kopf Aehnlichkeit mit einer beſtimmten Perſon zu haben ſcheine. Denn wie leicht könnte nicht ein ſchöner Fechter Gelegenheit zu dieſer Nachbildung gegeben haben, den entweder das Volk, oder der Kaiſer, gerade in dieſer Stellung bewunderte? Uebrigens laſſe ſich freylich nichts Gewiſſes über die Bedeutung dieſer Statue beſtimmen.

VII.

Zum ſechzehnten Briefe.

S. 120.

Nichts kann ungereimter ſeyn, als wenn Klotz die Neigung Mäcen's zu Edelſteinen aus dem Fragment ſeiner Verſe an Horaz beweiſen will. Um ſo viel ungereimter, weil nach der Lesart beym Iſidor, und ſelbſt nach der Wiederherſtellung des Alciatus, vollends gar nichts aus dieſen Verſen folgen würde. Denn der letztere lieſet ſie:

Lucentes, mea vita, nec ſmaragdos,
Beryllos mihi, Flacce, nec nitentes,
Nec praecandida margarita quaero,
Nec quas Thynica lima perpolivit
Annellos, nec Jaſpios lapillos.

Aber auch die Lesart des Turnebus in den erſten Verſen:

Lugent te, mea vita, te ſmaragdos,
Beryllos quoque, u. ſ. f.

könnte eben ſo gut Horazens, als Mäcen's Vorliebe für Edelſteine beweiſen. Dieſe Verſe

beweiſen übrigens allerdings, daß Auguſt nur allzu ſehr Recht hatte, wenn er dem Mäcen Ziererey und Kakozelie in ſeiner Schreibart worwarf, und in dem Briefe, wovon ſich das Fragment beym Macrobius *) findet, ihn ſo darüber verſpottete und parodirte: Vale, mel gentium Medulliae, ebur ex Hetruria, laſer Aretinum, adamas ſupernas, Tiberinum margaritum, Cilniorum ſmaragde, jaſpi figulorum, berylle Porſennae, carbunculum Italiae, και ινα συντεμω παντα, μαλαγμα moecharum.

*) Saturnal. L. II, c. 4; nicht c. 3, wie Klotz citirt.

VIII.

Zum neunzehnten Briefe.

S. 137.

Freylich wird *ſcalpere* und *ſcalptura* vornehmlich von der Arbeit der Steinſchneider, und *ſcalptor* am gewöhnlichſten zur Bezeichnung eines Steinſchneiders ſelbſt, gebraucht; aber doch nicht ſo ganz ausſchließend. Ueberhaupt war, wie bekannt, *ſculpere* und *ſcalpere*, wie im Griechiſchen γλυφειν und γλαφειν, urſprünglich einerley; und nur der Sprachgebrauch führte den, doch nicht immer beobachteten, Unterſchied ein, daß jenes vornehmlich von runder oder erhobener, dieſes von eingegrabener und vertiefter Bildnerey gebraucht wurde. Eben darum aber konnte auch *ſcalptor* nicht wohl eine allgemeine Benennung für jeden Steinſchneider abgeben, ſondern nur für den, welcher eingegrabene oder vertiefte Gemmen ſchnitt; der Künſtler in Kameen hätte dann *ſculptor*, oder vielmehr *caelator*, heißen müſſen.

Der nehmliche Fall iſt bey dem Worte *cavator*, welches Salmaſius an noch mehrern Stellen ſeines gelehrten Commentars zum Solin, als in den von Leſſing angeführten, erläutert, und welches noch beſtimmter nur einen Graveur, oder Verfertiger ausgehöhlter, eingegrabener Edelſteine, ausdrückt. Aus *cavitarius* machte man im mittlern Griechiſchen καβιδαριος, welches du Freſne durch λιθογλυφος erklärt.

IX.

Zum zwanzigſten Briefe.

S. 143.

Klotz ſetzte denn doch nicht, wie ihm Leſſing Schuld giebt, das Lob des Fleißes willkührlich zu dem hinzu, was er über den nürnbergiſchen Künſtler Markus Tuſcher beym Mariette fand; und dieſen letztern tadelte Natter nur deswegen, weil er ihn, einzelner Verſuche wegen, unter die berühmtern neuen Steinſchneider geſetzt hatte. Am empfindlichſten mochte das jenem Künſtler wohl ſeyn, weil M. ihn mit Natter'n ſelbſt ſo nahe zuſammen ſtellte. Dois - je parler, ſagt er *) de *Marc Tuſcher* & de *Laurent Natter*, l'un & l'autre de Nuremberg **), qui travailloient

*) Traité des pierres gravées, T. I. p. 144.

**) Dieſe unrichtige Angabe ſeines Geburtsorts rügt Natter ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem Traité de la Méthode antique &c. S. XXXI. und ſagt, er ſey aus Biberach in Schwaben

dans Rome il y a quelques années, & dont le dernier il y a même paru avec éclat? **Indeß giebt er doch Tuſcher'n nicht gleichen Rang mit ihm:** ſon compatriote *Marc Tuſcher* n'a pas été à beaucoup près ſi loin dans l'art de la gravure en pierres fines. Etant à Rome en 1733 il a gravé ſon propre portrait accompagné de ſon nom MAPKOC, écrit en Grec *), & il a pû faire encore quelques autres gravures; mais je ne crois pas qu'elles s'étendent beaucoup, & je puis dire avec quelque certitude que ce qu'il a gravé n'eſt pas fort précieux. Du reſte c'eſt un Artiſte *induſtrieux*, ainſi que le ſont presque tous les Allemands. — **Das Lob der Arbeitſamkeit und des Fleißes giebt ihm alſo Marierte, aber nicht als**

gebürtig, und nie in Nürnberg geweſen. Indeß wird er in Will's Nürnberg. gel. Lexikon als ein geborner Nürnberger mit aufgeführt, und am Schluß des Artikels, Gröll's Sendſchreiben von Nürnb. Künſtlern über ihn nachgewieſen.

*) Nach einer Schwefelpaſte der Stoſchiſchen Sammlung findet ſich dieſer Kopf auch unter Taſſie's Paſten. S. Raſpe's Katalog, N. 14454.

Steinſchneider, ſondern als Künſtler überhaupt. Denn Tuſcher war ein braver Maler, und zu gleich Bildhauer, Baumeiſter und Kupferſtecher, einer der beſten Schüler des ältern Preisler. Was Mariette zu den angeführten Worten ſogleich hinzuſetzt, betrifft auch ſeine Malerey und den genauen, mühſamen Fleiß, womit er auf einen Fächer für die Kaiſerinn den Proſpekt der Stadt Florenz gemalt hat, und womit er zu Florenz den Anfang eines antiquariſchen Kupferwerks machte, welches alle Münzen von Sicilien und Großgriechenland enthalten ſollte, aber durch ſeine Reiſen nach England und Dänemark unterbrochen wurde. Et je ne crois pas me tromper, ſetzt Mariette hinzu, l'eſſai que j'en ai vû, ſurpaſſe pour l'exactitude tout ce qu'on a publié jusqu'ici en fait de médailles.

X.

Zum 21ſten und 22ſten Briefe.

S. 161.

Das bekannte Mährchen von dem Ringe des Polykrates iſt zwar an ſich keiner hiſtoriſchen Prüfung und Beſtimmung weder fähig noch würdig; indeß ſind einige darin vorkommende Umſtände, welche zur Kunſtgeſchichte gehören, immer doch einiger Aufmerkſamkeit werth. Hier halte ich mich nur an das, was Leſſing in den beyden gedachten Briefen darüber ſagt. Ihm war es vornehmlich um die Behauptung zu thun, daß unter dem Steine, deſſen die Alten, als in dieſem Ringe befindlich, erwähnen, kein geſchnittener Edelſtein, ſondern ein Stein ohne Figuren zu verſtehen ſey. Dies ſcheint ihm in der Stelle beym Plinius zu liegen *), wo er ſagt: Polycratis gemma, quae demonſtratur, *illibata intactaque* eſt. Dieſe Worte ſcheinen ihm ſogar anzudeuten, daß dieſer

*) L. XXXV, c. 1.

Stein nicht einmal geſchliffen, ſondern völlig ſo geweſen ſey, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Ich weiß, daß mehrere Gelehrte dieſe Worte ſo verſtanden haben *). Sie könnten indeß auch nur ſagen wollen, daß dieſer Edelſtein, der zu Rom im Tempel der Göttinn der Eintracht gezeigt wurde, ſich völlig unverſehrt von Brüchen oder anderen Beſchädigungen erhalten habe. Doch, die Angabe des Plinius mag immerhin ſo zu deuten ſeyn. In den Stellen des Herodot, Pauſanias und Tzetzes, wo dieſes Ringes Erwähnung geſchieht **), dünkt mir aller von Leſſing angewandter Scharfſinn nicht hinreichend zu ſeyn, die Vorausſetzung einer geſchnittenen Gemme in dieſem Ringe hinweg zu erklären.

Leſſing's erſter Grund dawider bezieht ſich auf den Künſtler, der ihn geſchnitten haben ſoll, den Theodor von Samos. Dieſer wird ſonſt mehr

*) Z. B. Chriſt, Abh. über die Literatur und Kunſtwerke, S. 292. *Mariette*, Tr. des P. gr. T. I, p. 13.

**) *Herodot*, L. III, c. 41. *Pauſan.* L. VIII, c. 14. *Tzetzes* Chil. VII, Hiſt. CXXI.

als Bildhauer, oder vielmehr Bildgießer, und Baumeiſter angeführt; und Leſſing hält es faſt für ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinſchneider zu machen. Aber war eine ſolche Vereinigung mehrerer bildenden Künſte nicht bey mehrern griechiſchen Meiſtern der Fall? Und ſollte wohl die von Leſſing angenommene Erklärung der Stelle beym Herodot ungezwungen genug ſeyn, daß mit dem Zuſatze: ἦν δὲ ἔργον Θεοδώρου τοῦ Τηλεκλέος Σαμίου, bloß ſo viel geſagt ſey, als, Theodor habe dieſen Stein gefaßt? Dieſer Zuſatz geht wohl offenbar auf das ganze Vorhergehende, und ſteht nicht zunächſt bey dem Worte χρυσοδέτους, ſondern unmittelbar nach σμαράγδους μὲν λίθους ἐόντας. Alle bisherige Ausleger haben ihn von der Angabe des Künſtlers verſtanden, der die Figur in den Stein geſchnitten habe.

Und daß dieſer Stein ein geſchnittener geweſen ſey, oder doch von Herodot als ein ſolcher gedacht wurde, ſcheint das Wort σφραγὶς noch beſtimmter anzudeuten. Selbſt die Erklärung dieſes Worts beym Pollux lehrt es, daß bey dieſem Worte, von einem Ringe gebraucht, allemal ein Siegelring, alſo ein Ring mit eingegrabenen Fi-

guren oder Schriftzügen, zu verſtehen ſey. Dies deuten die Wörter ἐπισημους und σημαντρα deutlich genug an; und das: ἡ λιθος ἐν αὐτοις ἐχοντας, iſt nicht dawider; denn es giebt nur die mit Zeichen oder Figuren verſehene Materie an, die entweder Metall oder Stein war. Σφραγις und σφραγιδιον mag immer in der Folge metonymiſch ſchlechthin für Ringe oder für Edelſteine, wie man ſie in Ringen zu tragen pflegt, gebraucht worden ſeyn; aber wenigſtens nahm man dabey doch auf ihre Beſtimmung, und wo nicht auf die darein bereits gegrabenen Zeichen und Bilder, doch wenigſtens auf ihre Fähigkeit und Empfänglichkeit dazu, gewiß Rückſicht.

Beym Pauſanias iſt der Ausdruck noch deutlicher; denn hier iſt Stein und darein geſchnittenes Siegel in den Worten: Θεοδορε ἐργον ἡν και ἐπι τη λιθω της σμαραγδω σφραγις, offenbar unterſchieden und das letztere als auf dem erſtern befindlich angegeben. Noch beſtimmter aber ſagt Tzetzes von dieſem Smaragd:

ὁν τεχνικως ἐσφραγισεν ὁ δακτυλιογλυφος
Θεοδορος ὁ Σαμιος.

Dies σφραγιζειν kann doch wohl unmöglich faſſen, oder irgend etwas anders, als Eingrabung des Siegels und der dazu beſtimmten Figur, bedeuten.

Auch das iſt mir nicht wahrſcheinlich, daß Plinius in der oben gedachten Stelle und den gleich darauf folgenden Worten, die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigſtens bekannter gewordenen Kunſt in Stein zu ſchneiden, habe beſtimmen wollen. Eher würde ich vermuthen, er habe mit den Worten *illibata intactaque* wirklich andeuten wollen, der Stein ſey ungeſchnitten geweſen, habe dabey die gewöhnliche Angabe, daß die Gemme des Polykrates ein Smaragd geweſen, in Gedanken gehabt, und in dieſer Rückſicht hinzugeſetzt: Ismeniae aetate, multos poſt annos, apparet ſcalpi etiam ſmaragdos ſolitos. Freylich nannte Plinius kurz vorher den Stein des Ringes einen Sardonyx; aber Widerſprüche ſind bey ihm nicht ſelten; und ſelbſt in dieſer Stelle findet ſich auf jeden Fall ein anderer Widerſpruch mit dem, was er in der Folge von den Smaragden ſagt: decreto hominum ſmaragdis parcitur, ſcalpi vetitis.

Das Zeitalter des Theodor von Samos aber darf gerade nicht, wie Winkelmann vorausſetzt, in die Lebenszeit des Crösus gefallen ſeyn, wenn dieſer gleich Werke von jenem Künſtler beſaß, die er nach Delphi ſandte. Und doch fällt die Abſendung dieſer Geſchenke erſt in die 58ſte Olympiade, der Tod des Polykrates aber in die 64ſte; ſo, daß jener Zeitraum nicht weit aus einander wäre. Es giebt aber andere Gründe, nach welchen man jenen Theodor, und mehr noch den Rhökus, die als Erfinder der Plaſtik und des Guſſes in Bronze genannt werden, in ein früheres Zeitalter zu ſetzen hat*).

In der Stelle beym Clemens Alexandrinus wird freylich nur unter andern Sinnbildern, die er zu Siegelringen vorſchlägt, bloß geſagt: ἡ λυρα μουσικη, ἡ κεχρηται Πολυκρατης. Aber eben dieſe kurze Erwähnung ſcheint ein guter Grund zu der Vorausſetzung zu ſeyn, daß hier kein anderer, als jener im ganzen Alterthum ſo berühmte Siegelring gemeint ſey.

XI.

*) S. hierüber Herrn Hofr. Heyne's Berichtigung und Ergänzung der Winkelmann. Geſch. der Kunſt, in den deutſchen Schriften der Götting. Societät, B. 1, S. 230. f.

XI.

Zum drey und zwanzigſten Briefe.

S. 162.

Der Zuſatz Aelian's zu der von ihm angeführten Stelle des Eupolis iſt ein Beweis mehr, daß in dieſer Stelle, wie ſonſt, unter dem Worte σφραγιδες nicht bloß mit Edelſteinen verſehene Ringe, ſondern Ringe mit geſchnittenen Steinen, Siegelringe, zu verſtehen ſind. Vielleicht wollte auch Chriſt mit den Worten: *de commentariis* Eupolis petita ſuper moribus Cyrenenſium, nichts weiter ſagen, als, daß dieſe Stelle des Eupolis aus deſſen Bemerkungen oder Erinnerungen über die Sitten der Cyrenäer genommen ſey. Denn daß der vom Aelian angeführte Marikas ein Luſtſpiel dieſes komiſchen Dichters geweſen, konnte ihm wohl um ſo weniger unbekannt ſeyn, da dieſes Luſtſpiels von mehrern Schriftſtellern des Alterthums, vom Ariſtophanes, Plutarch, Pollux, Athenäus

und Quintilian, erwähnt wird *). — Wenn indeß von dem hohen Preiſe der auch von den geringern Leuten unter den Cyrenäern getragenen Ringe die Rede iſt, ſo muß allerdings nicht bloß der hohe Preis des Schnitts und der Arbeit, ſondern auch der Werth der Edelſteine ſelbſt, mit in Anſchlag gebracht werden.

Die Stelle beym Plinius, wo von dem Smaragde des Iſmenias die Rede iſt, hat übrigens Leſſing wohl ſehr richtig, und Harduin ganz falſch verſtanden.

*) *Fabricii* Notitia Comicor. deperditor. in *Biblioth. Gr.* ex. ed. *Harleſii*, Vol. II, p. 446.

XII.

Zum ſechs und zwanzigſten Briefe.

S. 191.

Daß die Steine, welche Theophraſt und Plinius unter den Namen *Sapphirus* und *Cyanus* beſchrieben, ganz von dem heutigen Sapphir verſchieden ſind, zeigt Herr Brückmann in ſeiner Abhandlung von Edelſteinen, S. 97. f., und in den Beyträgen dazu, S. 51. f. In der erſten dieſer Stellen wird zugleich die von mehrern angenommene Meinung bezweifelt, daß der Amethyſt der Alten unſer Sapphir geweſen ſey, wofür Herr B. eher ihren *beryllus aeroides* halten möchte.

Ueber dieſen und ähnliche Gegenſtände in den antiquariſchen Briefen hatte ich von der Freundſchaft des Herrn Berghauptmanns von Veltheim, eines der einſichtsvollſten und ſcharfſinnigſten Kenner, Beyträge zu den gegenwärtigen Zuſätzen zu hoffen, wodurch ſie gewiß an Intereſſe ungemein würden gewonnen haben. Um ſo mehr bedaure

ich, daß überhäufte Geſchäfte anderer Art meinen würdigen Freund jetzt an der Erfüllung ſeines Verſprechens hindern, ob ich mir gleich das Publicum auch dadurch zu verbinden glaube, daß ich nicht ablaſſe, ihn bey größerer Muße zur öffentlichen Mittheilung dieſer Unterſuchungen auf einem andern Wege dringend aufzufodern.

XIII.

Zum ſechs und zwanzigſten Briefe.

S. 196.

Ueber dasjenige, was die erſt in neueren Zeiten entſtandene Benennung des Achatonyx betrifft, vergleiche man dieſen Artikel im erſten Bande der Leſſingiſchen Kollektaneen, S. 18. f. und die daſelbſt beygefügten Anmerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann. Ich ſetze hier nur noch dasjenige her, was Marietre *) über dieſen Stein erinnert, da ſein Buch vielleicht nur wenigen Leſern zur Hand ſeyn möchte:

On ne grave en creux avec ſuccès que ſur des Agathes d'une ſeule couleur, qui ſont le plus ordinairement noires, rougeâtres, tannées, brunes, bleuâtres, ou ardoiſées, ou bien ſur les *Agathes* qu'on nomme *Onyx*. Celles-ci cachent ſous une

*) Traité des Pierres gravées, T I, p. 182.

épaiſſeur blanche & aſſez mince, une maſſe noire, griſe ou rougeâtre, qui paroit ſous cette eſpèce de peau comme la chair au travers de l'ongle *), & que le graveur découvre pour peu qu'il enfonce ſon outil: de cette manière ſa gravure en creux prend de la couleur, elle ſe détache en brun ſur un champ blanc, & elle ſe trouve encore environnée d'un cercle brun qui lui ſert comme d'une bordure; car il faut ſuppoſer que l'Agathe aura été abattue en talus, & qu'il ne reſte plus de blanc ſur ſes bords: c'eſt ce qu'on ne manque guère d'obſerver Cependant quelqu'avantageuſement que ſe préſente une telle gravure, il faut convenir qu'une *Agathe - Onyx* réuſſit beaucoup mieux dans la gravure de relief, & que c'eſt ſa véritable deſtination.

Il doit ſe trouver dans une belle Agathe de cette dernière eſpèce, entre quelques lits de différentes couleurs, un lit blanc également répandu dans toute l'étendue de la pierre; & pour produire un effet heureux & dont on puiſſe tirer parti, la couleur de chaque lit doit trancher net, & ne ſe point confondre avec la couleur

*) On prétend que c'eſt là l'origine du mot *Onyx*, derivé du Grec, Ὄνυξ, *ongle*.

voiſine. Quand il en arrive autrement, & qu'une couleur en boit une autre, ainſi qu'on s'exprime en termes de l'art, c'eſt la plus grande imperfection qu'on puiſſe reprocher à une *Agathe-Onyx*. Ces différens lits ſont presque toujours diſpoſés par couches, qui ſuivant toutes la ligne horiſontale, ſe ſuccédent les unes aux autres; quelquefois, ce qui eſt plus rare, & ce qui eſt auſſi plus agréable, le lit blanc circule dans la pierre, & y décrit un cercle ou un ovale parfait. Mais lorsqu'avec cette préciſion & cette régularité de forme, les quatre couleurs, le noir, le blanc, le bleu & le rouſſâtre, parfaitement diſtinctes & d'une égale épaiſſeur, ſe trouvent réunies dans le même morceau d'Agathe, & qu'elles marchent de compagnie ſans aucune interruption, de la même manière que les couleurs de l'arc-en-ciel, & forment pluſieurs ronds inſcrits l'un dans l'autre, on peut dire, que c'eſt une pierre ſans prix. Les Romains connoiſſoient tout ce qu'elle valoit. C'étoit Publius Cornelius Scipion, ſurnommé l'Africain, qui le premier avoit mis chez eux cette pierre en honneur *). Les plus régulières & les mieux colorées viennent de l'Inde.

*) *Plin.* L. 37, c. 6.

XIV.

Zum ſieben und zwanzigſten Briefe.

S. 213.

Wenn Klotz den Gebrauch der Diamantſpitze bey der mechaniſchen Arbeit der alten Steinſchneider bloß darauf einſchränkte, daß ſie alsdann erſt ſey gebraucht worden, wenn das Rad das Gehörige ſchon verrichtet gehabt habe; und daß dieſe Diamantſpitze bloß dazu diene, die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien ſanfter und verlaufend zu machen: ſo wurde er höchſt wahrſcheinlich durch eine Stelle im Mariette dazu verleitet, der in der genauen und ausführlichen Beſchreibung des Praktiſchen der Steinſchneidekunſt *) dieſen Gebrauch der Diamantſpitze erwähnt, aber ihn doch nicht als den einzigen erwähnt, und ihn auch nicht auf bloße Nachhülfe und Abglättung einſchränkt. Er ſagt nehmlich davon zuerſt überhaupt: Outre

*) Tr. des pierres gravées, T. I, p. 201. ſſ.

les outils dont j'ai fait mention, on ne doit pas manquer de ſe munir de pointes de fer ou de cuivre, ayant une manche qui les rendra plus aiſées à manier, & ſur la tête desquelles ſera ſerti un *éclat de Diamant*. Und hernach: Il arrive aſſez ſouvent que les outils ne peuvent point parvenir aux endroits qu'on voudroit ſouiller; ils font rond où il faudroit faire plat, & ils laiſſent toujours quelque choſe d'indécis dans les touches. Dans ces cas, ce qu'on peut faire de mieux, eſt de ſe ſervir des *pointes de Diamant*, que j'ai indiquées ci-deſſus. Cet inſtrument à la main (car il n'eſt plus queſtion du Touret) on forme de petites ſinuoſités, on termine des traits, on approfondit quelques endroits, on en évide des autres, on dépouille certaines parties, on fait de ces travaux délicats, qui à peine effleurent la pierre; on met enfin l'ame, l'eſprit & la fineſſe dans ſa gravure. Man ſieht alſo, daß Mariette der Diamantſpitze keinen ſo geringen Antheil, an der Vollendung der Arbeit des Steinſchneiders beylegt, als Herr Klotz. Selbſt die Kraft, dem Steine erſt Geiſt, Leben und Feinheit zu ertheilen, legt er ihr bey.

In der Folge redet Mariette von der Behandlungsart der Kameen, und hält es zur feinen und völligen Ausarbeitung derſelben für durchaus nothwendig, daß der Künſtler die Diamantſpitze zu Hülfe nehme. Quand on examine, ſetzt er hinzu, le travail des plus beaux Camées des Anciens, il ne paroit pas poſſible, qu'ils les aient exécutés autrement; & peut-être eſt-ce pour avoir négligé de ſe ſervir de ces derniers inſtrumens, & avoir craint les longueurs de l'opération, que pluſieurs Camées ſont d'un travail ſi lourd & ſi indécis. Les excellens graveurs de l'Antiquité, moins avares de leur tems que jaloux de leur réputation, ne ménagoient point ainſi la peine, & ſouvent ils ſortoient de l'ouvrage les yeux ſi fatigués, que ne pouvant plus ſoutenir la vue des petits objets qu'ils gravoient, ils étoient obligés, s'il en faut croire Pline, de regarder des Emeraudes, dont la couleur agréable & bienfaiſante les récréoit & remettoit leurs yeux dans leur aſſiette naturelle.

Eben dieſen, zu mehr als bloßer Vollendung und Ausfeilung, und ſelbſt zu den erſten ſcharfen Umriſſen der Figuren angewandten, Gebrauch der Diamantſpitze vermuthet auch Herr Martini von den Steinſchneidern des Alterthums, in ſeinen

ſchätzbaren Zuſätzen zur neueſten Ausgabe der Archäologie des ſel. Erneſti *). Nachdem er bemerkt hat, daß die alten Künſtler ſich eben ſo wie die neueren des Rades, und, wie er glaubt, auch des Diamantpulvers, höchſt wahrſcheinlich bedienten, ſetzt er hinzu: eos, veriſimile eſt, *Adamantem* quoque *acuminatum*, ſive natura, ſive arte, ſive forte, dum pulveris cauſſa tundebatur, ita factum; quod poſterius Plinii verba (H. N. lib. XXXVII, c. 4.) indicare videntur, inſtrumentis quibusdam incluſiſſe; incluſum uſurpaſſe ad finiendas particulas & lineas tenuiſſimas, quae terebrarum fervore, nondum filo ſatis tenero & ſubtili, ſed quaſi craſſiori ductae, nec ſatis adamuſſim praeciſae & elaboratae erant: qua in haereſi quoque fuit *Klotzius*, dum in vivis eſſet, celeberrimus. Quid? quod non minus fieri potuit, ut ejusmodi adamante ecuminato, idoneisque manubriolis incluſo, extrema figurae, vel figurarum lineamenta in gemmis ducerent, & partium ſingularum dimenſiones, juſtumque locum deſignarent, antequam eas terebrando tentarent. Manus enim firmior & exercitatior ſimile quaſi telum facilius & rectius

*) p. 272.

gerere, ſine ullo errandi metu dirigere, eodemque lineas extremas in gemma fidentius ducere, quam illas terebra, quae minus in ipſius erat poteſtate, leviſſime deſignare potuiſſe, mihi certe videtur. Quin probabile eſt, quas pluribus in gemmis extremas figurarum lineas, easdemque artis legibus convenientiſſime exactiſſimeque ductas, ſeſe animadvertiſſe, teſtatur *Lippertus* (Praefat. Dactylioth. p. XXIX.) eas non terebrae fervore, ſed ejusmodi adamante acuminato ſcalptas fuiſſe. Quam conjecturam meam dijudicent, ac vel probandam, vel improbandam ſtatuant lectores me prudentiores.

XV.

Zum neun und zwanzigſten Briefe.

S. 224.

Wenn Leſſing gegen das Ende dieſes Briefes ſagt, er bilde ſich ein, in der von ihm angeführten Stelle des Plinius *) den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinſchneider zu finden, und ſogar eine ganz neue Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neueren Steinſchneider gar nichts wiſſen; ſo ſcheint er dabey die Worte: aliae non niſi retuſo, aus dieſer Stelle, im Sinne gehabt zu haben. Und wenn er gleich kurz vorher *ferrum retuſum* durch ſtumpfes Eiſen erklärt **), ſo hält er doch ſeine Meinung zurück, wofür er

*) L. XXXVII, Sect. 76. Tanta differentia eſt (gemmarum) ut aliae ferro ſcalpi non poſſint, aliae non niſi retuſo, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum profi-cit fervor.

**) Mariette (T. I, p. 195.) überſetzt es durch des outils ſans tranchant.

dies Mittel oder Werkzeug eigentlich gehalten habe, weil er ſie erſt durch Verſuche beſtätigen zu können wünſchte.

Faſt aber ſcheint es mir, daß Plinius unter dem, was er ſchlechthin *ferrum* nennt, die Art von kleinen Sägen, welche man Bolzzeiger und Spitzzeiger nennt, und unter dem *ferro retuſo* die Rundperl, oder die Bouterolle, verſtehe. Von dieſer letztern giebt Mariette folgende Beſchreibung *): d'autres (outils) en plus grand nombre ont une petite tête exactement ronde, comme un bouton; on les nomme *Bouterolles*. Ce bouton dans quelques-uns eſt coupé par la moitié, & devient par ce moyen tranchant ſur ſes bords; tantôt il préſente une tête convexe, & tantôt une tête plate: on peut appeller ces outils *Demironds*. Le bouton qui termine ceux qu'on nomme *plats*, ne ſe peut mieux comparer qu'à une petite meule, & ceux qui ont le nom de *Charnières*, ont pour petite tête une manière de virole, ou emporte-pièce. De tous ces outils ce ſont ceux dont le graveur fait le moins d'uſage; ils ne ſont propres qu'à enlever de grandes pièces, ou *à percer une*

*) Principes de l'architecture, L. II, c. 8.

pierre. Mr. *Felibien*, qui a écrit, qu'on faiſoit cette dernière opération avec un Diamant ſerti au bout d'une petite pointe de fer, ne faiſoit pas attention qu'on risquoit avec un pareil inſtrument d'éclater une pierre, ce qui n'arrive point en ſe ſervant d'une charnière. Il y a encore des outils, qui ſe terminent *en une pointe mouſſe*, & de toutes ces différentes eſpèces le graveur en fait tourner, ou les tourne lui-même de divers calibres, pour les employer ſuivant que demande la nature de l'ouvrage.

XVI.

Zum neun und zwanzigſten Briefe.

S. 225.

Sehr richtig unterſcheidet Leſſing die Torneutik der Alten von ihrer Toreutik. Jenes war ihre Drechslerkunſt, dieſes ihre erhobene Arbeit in Silber und andern Metallen vermittelſt des Formens und Gießens. Und ſo ſind auch die beyden Zeitwörter τορνευειν und τορευειν verſchieden, indem jenes *tornare*, dieſes hingegen *caelare* bedeutet. Dieſen Unterſchied hat ſchon Salmaſius *) umſtändlich zu erörtern geſucht. Weit beſtimmter und befridigender aber hat Herr Hofrath Heyne **) den wahren Begriff der Toreutik der Alten, inſonderheit beym Plinius, entwickelt, und zugleich

*) In C. *Julii Solini* Polyhiſtora, ed. Traj. p. 735 — 738.

**) Sammlung antiquariſcher Aufſätze, St. II, S. 127. f.

zugleich gezeigt, daß τορευειν mit der Arbeit des Schnitzens, und noch weniger des Eingrabens, nichts gemein habe; daß es nur vom Metall, und zwar vom Formen und Gießen deſſelben, gebraucht werde; und, da es nur erhobene Arbeit anzeige, ſich dabey, ohne nähern Grund, auf kein Stechen und Graben denken laſſe.

Bey der Steinſchneidekunſt ſcheint alſo die Torneutik und der Gebrauch des Dreheiſens von den Alten nicht angewendet worden zu ſeyn; und doch ſcheint Leſſing dies geglaubt zu haben, wiewohl er ſich über die, ſeiner Meinung nach nur den Alten bekannte Anwendungsart dieſer Kunſt, über das, was er ein gewiſſes ἀντιτορφον derſelben nennt, nicht deutlich genug erklärt hat. Die Stelle beym Plinius *), wo er lapides albos *tornis* duriores quam Parios erwähnt, kann er dabey wohl nicht in Gedanken gehabt haben, weil dort die Rede von Marmorarten und verſteinerten Knochen iſt. Herrn Heyne's Vermuthung iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Plinius hier das Wort *tornus* für einen Meißel gebraucht habe. Eher noch mochte Leſſing, der bey dieſer Gelegenheit den Sal-

*) L XXXVI, c. 18.

maſius anführt, welcher die Bewirkung gewiſſer Dinge der Torneutik ſchlechterdings abſpreche, das im Sinne haben, was dieſer Gelehrte, als ſehr uneigentlich und mißbrauchsweiſe geſagt, aus der Paraphraſe des Dionyſius vom Feſtus Avienus anführt:

— — his glauca dehinc tornatur jaſpis.

Aber Salmaſius zeigt, daß dies im Griechiſchen nicht ſtehe, wo nur von der Politur des Jaſpis die Rede iſt.

Vorher führt er die Stelle beym Virgil an *):

— — — — pocula ponam
Fagina, caelatum divini opus Alcimedontis,
Lenta quibus *torno* facili ſuperaddita vitis
Diffuſos hedera veſtit pallente corymbos.

Und ſagt darüber: Profecto vix ac ne vix quidem fieri poteſt; hoc enim τῶν ἀδυνάτων, ut vitis & hederae corymbi in poculo per tornum exprimi queant, vel imprimi. Er zeigt, daß in der Stelle des Theokrit, die Virgil hier wahrſcheinlich vor Augen hatte, γλύφανον ſtehe, welches *caelum*, nicht *tornus* bedeute. Aber auch hier

*) Bucol. Ecl. III, v. 38.

Könnte man annehmen, daß *tornus* für *caelum*, den Meißel oder das Schnitzmeſſer gebraucht ſey, womit die Figuren erhoben geſchnitzt werden *).

Daß übrigens die Alten die Kunſt des Drechſelns, die Torneutik, ſehr weit gebracht, und beſonders auch in Glasarbeiten ausgeübt haben, iſt anderweitig bekannt **).

*) Vergl. Heyne's Samml. antiquar. Aufſ. St. II, S. 145.

**) S. *Caylus* Récueil d'Antiquités, T. II, p. 356. f.

XVII. a.

Zum zwey und dreyßigſten Briefe.

S. 240.

— —

Immer wird die völlige Entſcheidung der Frage: ob ſich die alten Steinſchneider des Diamantpulvers bey ihrer Arbeit bedient haben, ſehr ſchwer, wo nicht ganz unmöglich, fallen. Denn es giebt bey den Schriftſtellern über dieſe Materie kein ausdrückliches Zeugniß weder dafür noch dawider; und aus der Wirkung läßt ſich hier nicht auf die Urſache zurückſchließen, weil es mehrerley Urſachen dieſer Wirkung geben konnte. In den beyden Stellen des Plinius, auf die ſich Goguet beruft, liegt gewiß kein Beweis; die erſtere verſteht auch Mariette von den Diamantſplittern. Aber eben dieſer Schriftſteller, der den Mechanismus des Steinſchneidens ſo genau und umſtändlich beſchreibt, erinnert doch auch, daß dies Pulver zu den verſchiedenen Zwecken der Arbeit nicht immer

von gleicher Feinheit ſeyn darf. Er ſagt *): Car aucun outil ne mord ſur une pierre fine, qu'autant qu'il eſt bien abreuvé de la poudre de Diamant: c'eſt cette poudre qui fait tout le travail. Celle qui n'eſt que *groſſièrement écraſée*, eſt excellente pour les ébauches: elle mange, elle dévore, pour ainſi dire, tout ce qui ſe préſente devant elle; mais s'agit-il de finir, faut - il opérer avec plus de précaution: on ne doit plus employer que de la poudre de Diamant très fine; elle ne peut, pour cet uſage, être pilée aſſez fin dans un mortier. Jene gröbere Art des Diamantſtaubes, jene tam parvae cruſtae, ut cerni vix poſſint, könnten alſo vielleicht den Alten bekannt, und zu dieſem Gebrauche angewendet worden ſeyn; nur ſcheint immer das: ferro includuntur beym Plinius, dieſer Vorausſetzung entgegen zu ſtehen.

Auch Mariette ſetzt gleich nach der eben angeführten Stelle hinzu: Au défaut de Diamant on pourroit ſe ſervir de Rubis ou d'autres pierres orientales, réduites en poudre; mais comme il s'en faut beaucoup que cette dernière poudre ait

*) Tr. des P. gr. T. I, p. 202.

la même activité que celle de Diamant, le beſoin ſeul la doit faire admettre. Und, in Anſehung des Schmirgels: L'Emeril dont quelques Artiſtes ſe ſervent par oeconomie, n'eſt bon tout au plus que dans les ébauches, & pour former de grandes maſſes; par - tout ailleurs il eſt d'un fort mauvais uſage; il fait trop de boue; le graveur ne voit point ce qu'il fait.

Auf einem kleinen Zettel hat ſich Leſſing noch folgende beyde Gründe angemerkt, die ihm zu beweiſen ſchienen, daß die Alten die Kraft des Diamantſtaubes nicht gekannt haben:

1. Weil Plinius nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als iſt, ſagt, daß ſie mit einem andern Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Bocksblut überwältigt werden *).

2. Weil er nicht allein von dieſen andern, ſondern auch von noch mehr Edelſteinen ſagt, daß ſie

*) Nehmlich von dem Siderites. L. XXXVII, c. 4.

ſich durchaus nicht ſchneiden laſſen; z. B. von den ſaittiſchen und ägyptiſchen Smaragden, quorum duritia tanta eſt, ut nequeat vulnerari *).

*) Man vergleiche Herrn Hofrath Beckmann's Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen, III. 4. S. 341.

XVII. b.

Zum neun und dreyßigſten Briefe.

S. 297.

Die auf der 77ſten Tafel im dritten Bande des *Muſeum Florentinum* abgebildete knieende Statue glaubt Gori deswegen für einen römiſchen Miles Veles nehmen zu dürfen, weil dieſe Art von Kriegern eine leichte Rüſtung, einen Spieß, einen vom Gürtel herabhangenden Degen, und einen ausgehöhlten Schild am linken Arme trugen. Daß er auf dem linken Knie ruht, findet Gori ſelbſt befremdend, und ſagt *): Cur vero ſiniſtro genu flexo eum ſculpſerit ſtatuarius, incompertum mihi eſt. Difficultate operis majorem ſpectatorum gratiam inire voluiſſe artificem arbitror; conjecturae facem praeferente Quinctiliano, qui haec de ſtatuariis & pictoribus notat **): *Expedit ſaepe mu-*

*) Muſ. Florent. Vol. III. p. 77.

**) De Inſtit. Orat. L. II. c. 13.

tare ex illo conſtituto traditoque ordine aliqua; et interdum decet, ut in ſtatuis atque picturis videmus, variari habitus, vultus, ſtatus. Nam recti quidem corporis vel minima gratia eſt. Nempe enim adverſa ſit facies, et dimiſſa brachia, et juncti pedes, et a ſummis ad ima rigens opus: flexus ille, et, ut ſic dixerim, motus, dat actum quendam effictis. Dieſe ſehr wahre Bemerkung Quintilians iſt hier nun freylich ſehr unſchicklich angewendet. Der römiſche Kunſtrichter redet offenbar von der vortheilhaften Wirkung, welche die Abänderung und Mannichfaltigkeit der Stellungen und Geberdungen der Figuren in der Kunſt thun. Hier aber wäre dieſe Abweichung von dem, was Natur und Kunſt gemeinſchaftlich fordern, übel angewandt; und es muß denn wohl irgend ein anderer Grund den Künſtler zu der Wahl jener Stellung beſtimmt haben. Herr Hofrath Heyne verweiſt bey Gelegenheit dieſer Statue auf eine Gemme in eben der großherzoglichen Sammlung, die mit jener viel Aehnliches hat *). Hier aber beugt der Krieger ſein rechtes Knie zur Erde, und ſtemmt das linke empor.

*) T. II, tab. 67. n. 4. S. Heyne's antiquariſche Aufſätze, St. II, S. 247.

Die Anmerkung, daß die Bekleidung und die Ausſicht dieſes Kriegers eher einen ausländiſchen Soldaten, als einen Römer, zu erkennen gebe, hat, wie Herr Heyne erinnert, auch Bianchi *) gemacht. Jener ſetzt hinzu, daß es zu verwundern wäre, wenn das Stück, ſo wie es iſt, bey ſo hervorſpringenden Theilen, ſich hätte erhalten können; er fürchte alſo ſehr, der gemeine Kopf, und der wunderliche Schild, (*ſcutum imbricatum*) ſey das Werk einer neuern Hand. Und der hier abgebildete, in Falten gekrümmte Schild gehört nicht ſowohl zu den δεξματινοις θυρεοις, die Suidas den Karthaginenſern beylegt, als zu denen, von welchen Dio Caſſius redet, wenn er bey der römiſchen *teſtudo* die *clypeos* und *ſcuta* unterſcheidet, ob er gleich das Wort ἀσπιδες für beyde braucht, und denen Kriegern, welche jene führten, τας ἀσπισι ταις κοιλαις ταις σωληνοειδεσι χρωμενας, d. i. ſolche, die ſich hohler kanalförmiger Schilde bedienten, entgegen ſetzet **).

*) Ragguaglio delle Antichità della Galleria Mediceo-Imperiale, p. 92, n. 105.

**) S. *Lipſ.* de Milit. Rom. p. 103. 108.

XVIII.

Zum vierzigſten Briefe.

S. 306.

Einigen Leſern iſt es vielleicht nicht unangenehm, wenn ich die Stelle des Paſchalius hier ganz herſetze, die von Leſſing am Schluß dieſes Briefes nur nachgewieſen wird:

Ac ſenſim natum eſt hoc artificium nectendi corollas & coronas pulchriores & operoſiores, quod a Sicyoniis manaſſe Plinius eſt autor *): *Hi dicuntur accendiſſe odores & colores ex ingenio Pauſiae pictoris & Glycerae coronariae dilectae admodum illi.* Nempe haec στεφανηπλόκος hunc pictorem ſedula provocabat ad variaṇda opera ſua; dum ipſa artifici pulcherrimos naturae foetus undique conquiſitos oſtentat. Artifex hinc acuit ingenium, & artem intendit; dum certant res & ſimulacrum, exemplar & exemplum; dum is una cum coloribus ipſos prope dixerim odores arte comprehendit. De hac Glycera, deque hoc ipſo

*) L. XXI. c. 2.

Pauſia pictore, qui eſſet amator ejus, haec tradit hic ipſe Plinius *): *Amavit in iuventa Glyceram, municipem ſuam, inventricem coronarum; certandoque imitatione ejus, ad numeroſiſſimam florum varietatem perduxit artem illam. Poſtremo pinxit illam ſedentem cum corona. Quae e nobiliſſimis ejus tabula appellata eſt Stephanoplocos, ab aliis Stephanopolis; quoniam Glycera venditando coronas ſuſtentaverat paupertatem.* Ergo hujus imitatione prodierunt aliae στεφανοπώλιδες, ſertorum, ſeu corollarum & coronarum venditrices, eaedemque opifices, qualem Horatius Europam nominat **):

Nuper in pratis ſtudioſa florum, et
Debitae nymphis opifex coronae
Nocte ſubluſtri nihil aſtra praeter
Vidit & undas.

Und in der Folge ſetzt er hinzu: Ad harum exemplum dicuntur fuiſſe *compoſitores gemmarum*, quales nominantur a Plinio. Noſtri has mulieres coronarias dixerunt.

*) L. XXXV. c. 11.

**) L. III. Od. 27 v. 29.

XIX.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

Th. II, S. 18.

Es scheint, daß Herr Hofrath Beckmann, der in seinen schätzbaren Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen *), bey Gelegenheit der Spiegel, auch von dem Smaragd des Nero redet, sich an das, was Lessing hier darüber untersucht, nicht erinnert hat. Ich will die ganze Stelle hier mittheilen, ob sie gleich in der Voraussetzung, daß Nero kurzsichtig, und daß sein Smaragd ein Spiegel gewesen sey, ganz von den Lessingischen Behauptungen abweicht:

„Cary **) behauptet, Nero sey kurzsichtig, und sein Smaragd wie ein Hohlglas gebildet gewesen.

*) B. III, St. 4, S. 295.

**) In den Saggi di Dissertt. Academ. della Academ. di Cortona, T. VII. p. 19, steht von ihm eine Abh. Sopra gli specchi degli Antichi, aus dem Französischen übersetzt.

Erſteres meldet Plinius ausdrücklich *); aber letzteres, wiewohl es auch Abat **) nicht unwahrſcheinlich findet, wird mir ſchwer zu glauben, weil zu viel Zwang dazu gehört, des Plinius Worte ſo zu deuten, die ſich viel beſſer anders auslegen laſſen. Da man bey den Alten von dieſem herrlichen Mittel für Kurzſichtige ſonſt keine Nachricht findet; ſo müßte man bey jener Erklärung annehmen, daß dieſer Gebrauch des Hohlſmaragds zufällig bemerkt worden, und daß man deswegen keinen Verſuch gemacht habe, anderes natürliches oder künſtliches Glas zu gleichem Gebrauche eben ſo zu bilden, weil man in dem Wahn geſtanden habe, dieſe Eigenſchaft ſey dem Smaragd allein eigen, dem damals allgemein eine beſondere Stärkung der Augen zugeſchrieben ward. Viel wahr-

*) In der auch von Leſſing angeführten, aber vom Gegentheil erklärten, Stelle: Neroni, niſi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. Dies Blinzen bey Gegenſtänden in der Nähe iſt doch wohl nie Kurzſichtigen eigen.

**) Dieſen Aufſatz des Abat findet man überſetzt im neuen Hamburg. Magazin, B. I, S. 568.

ſcheinlicher iſt mir die Auslegung des Italiäners, die auch Abat nicht ganz verwirft, daß nehmlich der Smaragd eine gerade polirte Fläche gehabt, und dem Nero wie ein Spiegel gedient hat *). So ſcheinen auch Iſidor und Marbodäus den Plinius verſtanden zu haben **). Hierwider läßt ſich einwenden, daß ächte Smaragde zu klein ſind, um Spiegel abgeben zu können. Aber die Alten reden von ſo großen und auch von ſo künſtlichen

*) *Academia di Cortona*, VII, p. 34: La ſoſtanza è, che ſecondo il racconto di Plinio, lo ſpecchio uſato da Nerone non era nè concavo, nè occhialino, mà ſpecchio grande e lontano dell' occhio, e poſto obliquamente ſul terrazino e fineſtra. — — Dunque lo ſmeraldo uſato da Nerone era di corpe, o mole eſteſa grande e piana, e collocavaſi ſupino o ſia inclinato, perchè vi ſi imprimeſſero e rifletteſſero le imagini, come negli altri ſpecchi, e perciò non ſi è fondamento alcuno per crederlo occhialino. Almeno Plinio dice il contrario.

**) *Orig.* XVI, 7: cujus corpus ſi extenſum fuerit, ſicut ſpeculum, ita imagines reddit. Quippe Nero Caeſar gladiatorum pugnas in ſmaragdo ſpectabat. (Dies *in* iſt hier aber eingeſchoben. Im Plinius ſteht bloß *ſpectabat ſmaragdo*)

Smaragden *), daß man gewiß annehmen darf, ſie haben auch grünen Flußſpat und grüne glaſichte Lava, oder den ſo genannten grünen isländiſchen Achat, grünen Jaſpis, auch gut grün gefärbtes Glas dahin gerechnet. Hat man doch das grüne Glas im Kloſter Reichenau, welches einen Schuh lang, 7 Zoll breit, 3 Zoll dick iſt, und 28 3/4 Pfund wiegt **), imgleichen das große Gefäß in Genua, was noch dazu voll Blaſen iſt ***), bis auf unſere Zeit für Smaragd ausgeben mögen." —

Dies alles zugegeben, und ſogar angenommen, daß hier vielleicht nicht der Edelſtein, ſondern die Marmorart, die *Smaragdites* heißt, gemeint ſey; ſo läßt ſichs doch nicht wohl denken, daß Nero lieber nur den Widerſchein, als den Anblick der Fechter-

*) Goguet, vom Urſp. der Geſetze ꝛc. B. II, S. 111. *Fabricii* B. Gr. Vol. I, p. 70.

**) Reyßlers Reiſen, I. S. 17. Andreä Briefe aus der Schweiz, S. 47; und ebendaſelbſt Herrn von Beroldingen Urtheil über dieſen Smaragd.

***) Reyßler, I. S. 441. Mercure de France, Août, 1757, p. 149.

Fechterſpiele ſelbſt habe ſehen wollen. Auch würde zu ſolch einem Spiegel eine eigene Vorhaltung oder Vorrichtung nöthig geweſen ſeyn, die Plinius ſchwerlich unerwähnt gelaſſen hätte. Sehr willkührlich nimmt der unten angeführte italiäniſche Gelehrte an, daß dieſer vermeinte Spiegel ſchräge auf die Erde, oder in eine Fenſteröffnung ſey geſtellt worden.

XX.

Zum fünf und vierzigſten Briefe.

S. 25.

Mit dem, was hier über den Grad der Kenntniß der Vergrößerungsgläſer bey den Alten, und über ihre Vorſtellungen von der Wirkungsart derſelben geſagt wird, ſtimmen folgende Bemerkungen des Dr. Prieſtley überein *):

„Den Alten war die vergrößernde Kraft durchſichtiger Körper von gewiſſer Figur nicht unbekannt, ob ſie gleich ſehr weit davon entfernt waren, daß ſie die Urſache eingeſehen hätten. Seneca führt an **), daß kleine und dunkle Buchſta-

*) Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand der Optik, überſetzt und vermehrt vom Hrn. Prof. Klügel, B. I. S. 5.

**) *Natural. Quaeſt.* L. I. c. 6 Dixi modo, fieri ſpecula, quae multiplicent omne corpus, quod imitantur. Illud adjiciam, omnia per aquam videntibus longe eſſe majora. Literae quamvis minutae & obſcurae, per vitream

ben durch eine gläſerne, mit Waſſer gefüllte Kugel größer und heller ausſehen; auch, daß Aepfel, die in einem ſolchen Gefäße ſchwimmen, weit ſchöner, als ſonſt, erſcheinen.“

„Sollte ich mich noch nicht hinlänglich gerechtfertigt haben, daß ich dem Leſer ſo wenig von den optiſchen Kenntniſſen der Alten vorlege, ſo zweifle ich nicht, daß ich es völlig thun werde, wenn ich ihm die Urſache erzähle, die Seneca von der vergrößernden Kraft ſeiner Glaskugel giebt. Sie iſt dieſe: der Geſichtsſtrahl gleitet in dem Waſſer ab, und kann den Gegenſtand nicht feſt halten: acies noſtra in humido labitur, nec apprehendere, quod vult, fideliter poteſt.“

Bald hernach ſetzt Prieſtley hinzu: „Die alten Steinſchneider ſollen ſich gläſerner, mit Waſſer gefüllter, Kugeln bedient haben, um ſich die Figuren zu vergrößern, und feiner arbeiten zu können. Natter erzählt dies in einem Buche, das er über dieſe Materie geſchrieben hat.“

Natter aber iſt weit entfernt, dies zu erzählen; er vermuthet es nur. Denn auf welches

pilam majores clarioresque cernuntur. Poma formoſiora, quam ſint, videntur, ſi innatant vitro.

Zeugniß hätte er ſich berufen können? In der Vorrede nehmlich ſagt er: Comme cet art eſt trop difficile pour qu'il puiſſe rien ſortir d'achevé de la main d'un jeune homme, & que lorsqu'on eſt parvenu à l'âge le plus propre pour y exceller, la vüe commence à s'affoiblir; *il y a beaucoup d'apparence*, que les anciens Artiſtes ont eu recours comme nous à quelque lunette ou microſcope, pour ſuppléer à ce défaut & faciliter leur travail. Die Art, wie ſie ſich dieſe Erleichterung bewirkt haben, läßt Natter, wie man ſieht, unbeſtimmt; und von gläſernen Kugeln mit Waſſer gefüllt, iſt bey ihm die Rede nicht. Wenigſtens habe ich in ſeinem ganzen Buche keine hierher gehörige Stelle, außer der eben angeführten, auffinden können. Eben ſo wenig erwähnt auch Mariette etwas von der Art, ſelbſt da nicht, wo er alle Werkzeuge und Geräthe, und das ganze Verfahren des Steinſchneiders umſtändlich beſchreibt. Dieſem dienen auch die Vergrößerungsgläſer wohl mehr nur, um den Fortgang und Erfolg ſeiner Arbeit von Zeit zu Zeit zu prüfen, als ſich während der Arbeit ſelbſt die Gegenſtände dadurch in die Augen fallender zu machen.

So viel ich weiß, giebt es aus dem Alterthum keine Dioptrik, außer die des Hero von Alexandrien, der ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor C. G. lebte, und von deſſen Katoptrik Heliodor von Lariſſa ein Fragment aufbehalten hat. Seine Dioptrik iſt, nach Lambeck's Zeugniſſe, handſchriftlich in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien vorhanden, und beſteht aus einigen dreyßig Blättern in Quart *). Vermuthlich dachte Lippert hieran, wenn er in der oben S. 19. ausgezogenen Stelle ſeiner Vorrede ſagt: daß die Dioptrik bey den Alten im Gange geweſen ſey, finde er nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. — Daß aber die Alten eine eigene Wiſſenſchaft unter dem Namen der Anaklaſtik gehabt hätten, davon finde auch ich nicht die mindeſte Spur.

*) S. *Heilbronneri* Hiſt. Matheſ. univerſ. p. 282.

XXI.

Zum ſechs und vierzigſten Briefe.

S. 45.

Vor dem von Leſſing nach dem Plinius bemerkten Betruge bey den vorgeblichen Cameen von mehrern über einander liegenden Schichten warnt auch Mariette *). Les pierres gravées de relief, ſagt er, ſont celles qui offrent plus fréquemment des occaſions de faire de ces reſtaurations. Je l'ai déja dit, il eſt rare d'en trouver de bien entières; mais il ne l'eſt pas moins d'en rencontrer qui rempliſſent toutes les conditions qu'exige un Camée parfait. Une des principales, c'eſt que les couleurs ſoient diſtinctes; que celle qui peint un objet, ne s'étende point ſur l'objet voiſin, & qu'il n'y ait dans cette diſtribution des couleurs aucune confuſion. Il faut de plus s'aſſurer, ſi la couleur qui ſert de fond, eſt véritable-

*) *Traité des pierres gravées*, T. I. p. 98.

ment celle de l'Agathe. Il ſe fait ſur cela bien de ſupercheries. J'ai vû des Camées dont le champ étoit peint artificiellement, & d'autres qui étant conſidérablement amincis, n'avoient de couleur, que celle que la feuille, qui étoit appliquée deſſous, leur donnoit: & quiconque n'en eſt pas prévenu, peut aiſément s'y laiſſer ſurprendre, d'autant plus que cette couleur artificielle eſt ordinairement miſe avec beaucoup d'art. D'autrefois les parties de relief du Camée ont été enlevées de deſſus leur fond, cernées exactement tout autour, & cellées ſur un nouveau fond d'Agathe; & c'eſt de cet façon qu'ont été rétablis, même anciennement, quantité de Camées, qui étoient écornés, & qui par - là ont beaucoup perdu de leur prix. Il eſt aiſé de diſcerner les Camées ainſi reſtaurés, lors même qu'ils l'ont été avec le plus de ſoin. Car dans les Camées qui ſont purs & entiers, le fond eſt toujours un peu inégal & un peu ondé, il n'eſt pas poſſible de l'unir davantage à l'outil; dans les autres au contraire ce même fond eſt très liſſe, & extrêmement bien dreſſé, parce que l'Agathe ſur laquelle on a rapporté le relief, a paſſé auparavant ſur la roue du Lapidaire.

XXII.

Zum ſieben und vierzigſten Briefe.

S 71.

Obgleich Mariette *) allen erhaben oder im Relief geſchnittenen Steinen den Namen der Cameen giebt; ſo ſchränkt doch auch er bald hernach dieſe Benennung vorzüglich auf diejenigen Steine ein, welche mehrere Farbenſchichten haben. Car les Camées, ſagt er, ſe font avec des Agathes, & ſi le graveur ſçait profiter des différentes nuances, ainſi que des couleurs accidentelles qui ſont presque toujours répandues ſur ces pierres fines, il peut en faire des applications heureuſes, & faire paroître la ſculpture embellie de couleurs qui ſembloient réſervées à la peinture. C'eſt ce qui a été pratiqué plus d'une fois par d'excellens graveurs.

Leſſing's Herleitung der Wörter *Camée* und *camayeux* aus der Zuſammenziehung der beyden

*) p. 31.

Wörter *gemma onychia*, iſt, fürcht' ich, mehr ſinnreich, als wahr. Die Wörter, *camaeus*, *camahutus* und *camahelus*, von dergleichen Steinen gebraucht, kommen, wie du Fresne und Adelung bemerken, und jener mit Beyſpielen belegt, ſchon im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte vor.

Ohne hier noch mehrere, als die von Leſſing angeführten, Vermuthungen Anderer, über die Herſtammung dieſes Wortes, herzuſetzen, gedenke ich nur derjenigen, die Herr Leibmedikus Brückmann *) hat, und die mir von allen die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben ſcheint. Ich gebe ſie hier mit ſeinen eigenen Worten:

„Der Graf Caylus **) behauptet, daß auch die Alten bereits in verſchiedene Arten von Schnecken und Muſcheln ihre Cameen geſchnitten haben. Es mag dieſes nun ſeine Richtigkeit haben oder nicht, ſo hat es mich doch auf die Gedanken gebracht, ob nicht das Wort *cameo* oder *camée* von *chama*, welches eine bekannte Art Muſcheln

*) Beyträge zu der Abhandlung von Edelſteinen, S. 153.

**) Récueil d'Antiquités, T. I, p. 26.

bedeutet, am richtigſten abzuleiten ſey *). Einige ſchreiben ſtatt *cameo*, *chameo* oder *chamaeo*; und es iſt bekannt, daß man nicht ſelten die Muſcheln, die die Alten und Neuern *chamas* nennen, erhaben geſchnitten antrifft. Dergleichen geſchnittene Muſcheln und Schnecken, am mehreſten deren Abſchnitte oder Stücke, gleichen wegen ihrer abwechſelnden rothen, grauen, bläulichen, ſchwärzlichen, braunen und gelblichen Farben, den verſchiedenen mit andern Steinen verbundenen Onyxarten oft ſo ſehr, daß man dann und wann Mühe hat, ſolch eine geſchnittene Muſchel- oder Schneckenſchale, wenn ſie als ein Ringſtein, oder ſonſt, geſchnitten und polirt iſt, von einem ächten geſchnittenen Onyx zu unterſcheiden; ſo, daß man oft den beſten Schiedsrichter, die Feile, zu Hülfe nehmen muß. Es iſt bekannt, daß man dergleichen Muſchel- und Schneckenarten jederzeit erhaben geſchnitten antrifft; und es iſt mir daher ſehr wahrſcheinlich, daß nachher auch die erhaben geſchnittenen Onyx-

*) Die deutſche Benennung iſt Gienmuſchel. Man vergl. Schmiedlin's Catholikon, B. II, S. 46, wo camées durch Ringe aus Gienmuſcheln, mit ausgeſchnittenen oder eingegrabenen Figuren, erklärt werden. E.

arten und andere Steine *chamaei*, *chamées* oder *camei* und *camées*, ſind genannt worden. Die Franzoſen pflegen faſt jederzeit, wenn von dieſen Muſcheln die Rede iſt, *camé* ſtatt *chama* zu ſchreiben.“ u. ſ. f.

Eben dieſe, hier ſo einfach und anmaßungslos vorgetragene Vermuthung hat unlängſt ein Ungenannter *) als ganz neu und unerhört, und mit einem bis zur Abgeſchmacktheit gekünſtelten und verſchwendeten Wortaufwande, wieder vorgetragen. Ihn veranlaßte dazu die ſchon von Brydone gegebene, auch von Herrn Brückmann erwähnte Nachricht, die er in Houet's maleriſcher Reiſe nach Sicilien fand, daß zu Trapani in Sicilien dergleichen in der Nähe gefundene Muſcheln vorzüglich geſchickt, erhaben geſchnittenen Steinen gleich, verarbeitet werden. Vielleicht alſo, daß man ähnlichen Arbeiten in Steinen ſchon deswegen den Namen der Muſcheln ſelbſt gab, noch ehe man die Muſcheln künſtlich bearbeitete **); weil

*) Meuſel's Muſeum für Künſtler und für Kunſtliebhaber, St. XIII und XIV.

**) Ueber dieſe Arbeit vergl. *Mariette* Tr. d. p. g. T. I. p. 91. ſ. 189. Lorsqu'on veut rendre le travail des camées, on a recours à de peti-

dazu ſchon die zwey abſtechenden Farben dieſer letztern Anlaß geben konnten. Und dies würde denn auch mit Leſſing's Behauptung zuſammenſtimmen, daß nicht in der erhobenen Arbeit, ſondern in der Verſchiedenheit der Farbenſchichten, der weſentliche Charakter der Cameen zu ſuchen ſey.

Es käme nur noch darauf an, den älteſten Nachrichten von dieſer Art Muſcheln und dem erſten Gebrauch ihres Namens auf die Spur zu kommen, um zu ſehen, ob dieſer letztere früh genug da geweſen ſey, um die analogiſche Benennung der ihnen ähnlichen Edelſteine zu veranlaſſen.

XXIII.

Zum acht und vierzigſten Briefe.

S. 77.

Ueber den Sardonyx vergleiche man die Bemerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann *),

tes coquilles de mer appellées Porcelaines, ou à celles qui portent le nom de *Chames*: ces dernières ſont du genre de Bivalves.

*) Abh. von Edelſteinen, S. 214. Beytr. S. 18. 152.

um zu ſehen, wie abweichend die Angaben ſeiner Charaktere nicht nur der Neuern von den Alten, ſondern auch jener von einander ſind. Deſto verzeihlicher war es, wenn Winkelmann dieſe Benennung brauchte, ohne dabey die Beſchreibung des Plinius in Gedanken zu haben, die auf den jetzigen Sprachgebrauch ohnehin nicht ganz zutrifft. Das Braune und Bräunliche des Steins veranlaßte ihn vielleicht zur Wahl dieſer Benennung. Auch Mariette*) ſagt: Si c'eſt le rouge qui fait le fond de l'Agathe - Onyx, c'eſt alors une Cornaline - Onyx; & c'eſt une *Sardoine-Onyx*, lorsque le champ en eſt jaunâtre, ou encore plutôt fauve. Dieſen Unterſchied übrigens mißbilligt Herr Brückmann, weil die Alten das Wort Carneol nicht brauchten, und ihr Sarder mit demſelben einerley war. Mariette hatte hier aber wohl nur den neuern Sprachgebrauch im Sinne.

*) p. 184.

XXIV.

Zum acht und vierzigſten Briefe.

S. 79.

Von dem Mockhaſteine, ſ. Brückmanns Abh. S. 193, und Beytr. S. 142. — Gori war noch eher zu entſchuldigen, als Klotz, wenn er im Lateiniſchen *moco* als die Benennung dieſes Steins ſetzte, da ihn die Italiäner *moccho* nennen. Auch redete er von dem orientaliſchen Dendrachat, der dieſen beſondern Namen führt, und drückte ſich alſo beſtimmter aus, als wenn er den Namen der Gattung gewählt hätte.

XXV.

Zum neun und vierzigſten Briefe.

S. 81.

Umſtändlicher ſehe man hierüber Leſſings Kollektaneen, Th. I, S. 405 und 486.

XXVI.

Zum neun und vierzigſten Briefe.

S. 88.

Wenn es mit der von du Fresne *) angeführten, aber nicht näher nachgewieſenen Stelle im Albertus Magnus ſeine Richtigkeit hat; ſo kann weder in dieſer, die Stella ſchwerlich im Sinne hatte, *opalus* für *orphanus* geleſen werden, noch auch in der andern, von ihm gemeinten, die Vermuthung der unrichtigen Lesart gegründet ſeyn. Der Artikel beym du Fresne iſt folgender: *ORPHANUS, Lapis pretioſus*, inquit Albertus Magnus, *qui in corona Imperatoris, non unquam alibi, viſus eſt, propter quod* Orphanus *vocatur. Eſt autem in colore quaſi vinoſus, ſubtilem habens vinoſitatem, et hic eſt ſicut ad candidum nimis micans penetraret in rubeum clarum vinoſum, et ſit ſuperatus ab ipſo, et traditur quod aliquando in*

*) *Gloſſar. ad Script. med. et inf. Latin.* v. *Orphanus.*

nocte fulſit: ſed nunc tempore noſtro non micat in tenebris. Meminit Nicephorus Bryennius lib. I. cap. 17. πολυθρυλλήτου μαργάρου, ὃν Ὀρφανὸν κατωνόμαζον, *Margariti illius decantati*, quod in clade Romani Diogenis in Turcorum poteſtatem venit: cujus pretium 90 millium aureorum fuiſſe ait El-Macinus in Hiſtoria Saracenica. — Sonach ſchiene *orphanus* eben das bedeutet zu haben, was die Franzoſen bey den Brillanten einen *Solitaire* nennen; und hiervon iſt denn wohl unſtreitig das deutſche Wort Wayſe oder Wehſe eine Ueberſetzung. Dies Wort ſcheint übrigens ſehr ſelten vorzukommen, da es Schilter, Wachter, Haltaus und Scherz in ihren Gloſſarien gar nicht haben. Auch Herr Adelung hat dieſe Bedeutung deſſelben in ſeinem Wörterbuche ganz unberührt gelaſſen; und Friſch ſetzt es als ein eigenes Wort für ſich. Ich erinnere nur noch, daß van Boot anmerkt *): man habe im Deutſchen nicht jeden Opal, ſondern eigentlich nur den, welchen die Italiäner *giraſole* heißen, Wehſe genannt; und dieſen

*) S. 192 der lateiniſchen Ausg. von 1636, und S. 243 der franzöſiſchen von 1644.

ſen nimmt er mit *aſteria* oder *aſtroites* für den nehmlichen Stein.

I.

Zu den aus Leſſing's Papieren mitgetheilten kurzen Entwürfen der Fortſetzung dieſer antiquariſchen Briefe ließen ſich der Zuſätze eine Menge liefern. Aber ich würde hier theils dasjenige wiederholen müſſen, was ſich Leſſing ſelbſt ſchon in ſeinen Kollektaneen dazu geſammelt hatte, worauf er ſo oft in jenen Entwürfen verweiſet, und die ich dabey oben ſchon, nach der gedruckten Ausgabe, nachgewieſen habe; theils halte ich es für beſſer, die Streitigkeiten, worauf ſich dieſe Briefe beziehen ſollten, jetzt nicht wieder zu erneuern, da ſie zum Theil vergeſſen, und durch die Stimme des Publicums längſt zu Leſſing's Vortheil entſchieden ſind. Alſo nur noch ein Paar kurze Einnerungen.

Im vier und ſiebzigſten, und den beyden folgenden Briefen war Leſſing Willens, ſich mit dem Verfaſſer der literariſchen Briefe, einem zweyten Verfechter von Klotz, einzulaſſen. Von

dieſen Briefen ſind zu Altenburg 1769 bis 1774 drey Pakete erſchienen, die ſehr vermiſchten Inhalts ſind, und jetzt wohl größtentheils in Makulatur-Pakete verpackt ſeyn mögen. Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, ob der Herr von Schirach — damals noch Herr Schirach *tout court* — ihr Verfaſſer ſey, oder nicht. In Meuſel's gelehrtem Deutſchlande werden ſie ihm wenigſtens beygelegt. Die vier letzten Briefe des erſten Pakets betreffen den Streit zwiſchen Leſſing und Klotz; und es iſt freylich ſonderbar genug, daß dieſer Briefſteller denſelben auf drey Hauptpunkte zurückführt: auf die Homeriſche Nachahmung bey den alten Künſtlern — auf die Bildung der Furien — und auf die Frage von der Perſpectiv der Alten. Es war mein Vorſatz, mich wider die in dieſen Briefen gemachten neuen Vorwürfe in neue Erörterungen und Rechtfertigungen der Leſſingiſchen Behauptungen einzulaſſen. Aber indem ich ſie in dieſer Abſicht wieder durchleſe, finde ich alles, des ſiegreichen und höhniſchen Tons ungeachtet, ſo oberflächlich und ſo leicht widerlegbar, daß ich es für reinen Zeitverluſt halten würde, mich dieſer Mühe zu unterziehen.

2.

In dem neun uud ſechzigſten Briefe wollte Leſſing von ſeinen zwey noch nicht bekannten Steinen, mit EP und ANTHPOΣ bezeichnet, reden.

Die beyden erſtern griechiſchen Buchſtaben ſtehen auf der Figur eines Stiers, in einen Chalcedon oder weißen Karneol geſchnitten, die auch auf der zweyten Kupfertafel zu S. 304. des eilften Bandes dieſer Sammlung abgebildet iſt. Was Leſſing darüber ſagen wollte, hatte er ſich, der Hauptſache nach, in ſeinen Kollektaneen angemerkt, die man darüber nachſehen kann *). Der Meinung, daß die Buchſtaben römiſch ſind, und der Stein nach einer Münze von Epirus geſchnitten ſey, iſt auch der Recenſent der Kollektaneen in den Göttingiſchen Anzeigen **).

*) B. I, S. 278.

**) Vom Jahr 1791, St. 74. — In Herrn Raſpe's ſogleich anzuführendem Verzeichniſſe ſteht dieſer Stein unter der Klaſſe der Dionyſiſchen Stiere, Nr. 1303.

Eben daſelbſt *) nahm ſich Leſſing vor, einen unbekannten Stein, mit der Inſchrift Anteros, im dritten Theile der antiquariſchen Briefe bekannt zu machen, und ſetzte einige Zweifel über die Deutung der auf dieſem Steine befindlichen Figuren hinzu. Ich konnte damals nichts weiter darüber ſagen, weil mir der Stein fremd war, den auch Leſſing als noch unbekannt angab. Bald aber nach dem Abdrucke der Kollektaneen überraſchte mich mein verehrungswürdiger Freund, Herr Leibmedikus Brückmann, mit der Vorzeigung der, in einen Ring gefaßten, Gemme ſelbſt, die nach Leſſing's Tode in ſeine Sammlung gekommen war. Und nicht lange hernach überſandte mir Herr Nicolai, da er mir den Antrag zu dieſer neuen Ausgabe der antiquariſchen Briefe machte, einen Abdruck der hier beygefügten Kupfertafel, die ſchon im Jahr 1769 zu dem dritten Theile dieſer Briefe vorläufig geſtochen war.

Man ſieht hier zur Rechten vor einem Baume einen runden Altar, oder eine kleine Säule, wor-

*) A deſcriptive Catalogue of a general Collection of ancient and modern engraved Gems, *etc.* Lond. 1791, 2 Voll. 4. p. 94.

Tab. III. XII. Th. S. 304.

J. C. Krüger incidit Berol. AB. 1769.

auf ein Storch, oder ein Ibis, mit dem Einen Beine ſteht, indem er das andere mit ausgeſpreiteten Klauen über die Spitze eines auf der Erde empor ſtehenden Schwertes hält, um es, wie es ſcheint, zu ſchützen. Ueber dem Schwerte ſteht ein Stern. Weiter links ein Adler mit einem langen Stabe oder Spieße, auf deſſen Spitze das ſteckt, worüber Leſſing mit Recht zweifelhaft iſt, was es eigentlich vorſtellen ſolle. Ein Delphin iſt es ſchwerlich; eher noch ein halb umgekehrter Helm, aus dem eine Schnecke hervorkriecht. Der Adler hat ſeinen Kopf hinter ſich, dem Storche zu, gekehrt. Endlich noch linker Hand eine Säule, und auf derſelben ein Krug, oder ein Opfergefäß, mit einer, dem Adler zugekehrten, Handhabe.

In Herrn Raſpe's ſchätzbarem Verzeichniſſe von Taſſie's Paſtenſammlung findet ſich dieſer nehmliche Stein Nr. 1041, mit folgender Beſchreibung: „Ein Adler, der in Einer ſeiner Klauen eine Lanze „hält, auf welcher eine Schnecke und eine Schlange ſtecken. Auf der einen Seite iſt eine Säule „mit einem Gefäß, und auf der andern ein entblößtes Schwert, ein Altar mit einem Storch, „und ein Baum. Unten, ANTHPΩ." — Auf der zwanzigſten Kupfertafel iſt eine Abbildung die-

ſes Steins befindlich, in der aber die Darſtellung deſſen, was auf dem Spieße ſteckt, ganz verfehlt iſt, und einer Katze völlig ähnlich ſieht. Aus dem Baume iſt hier ein ſchwebender Zweig geworden. Uebrigens wird hier weder die Materie der Gemme, noch die Sammlung woraus ſie genommen iſt, angezeigt; die Paſte wurde alſo vermuthlich nach einer andern Kopie verfertigt.

Die Vorfindung dieſer abgebildeten Paſte in der gedachten Sammlung brachte mich indeß natürlicher Weiſe auf die Vermuthung, daß dieſe Gemme doch wohl ſo ganz fremd und unbekannt nicht ſeyn möchte, und daß ſie vielleicht ſchon in irgend einer durch Kupfertafeln und Beſchreibungen erläuterten Sammlung befindlich ſey. Glücklicher Weiſe fiel ich gleich auf diejenige, in der ich ſie wirklich fand. Wegen des auf dieſer Gemme befindlichen Sterns, ſchlug ich nehmlich den von Gori und Paſſeri herausgegebenen Theſaurus beſtirnter Gemmen nach *), und fand die Abbildung der gegenwärtigen auf der 141ſten Kupfertafel.

*) Theſaurus Gemmarum antiquarum Aſtriferarum; interprete *Joh. Bapt. Paſſerio*; cura & ſtudio *Ant. Franc. Gorii*. Flor. 1750. 3 Vol. fol. min.

Sie hat die Ueberſchrift: *Monſtrum chimaericum*; und unten ſteht: *Ex Ectypo Muſei V. C. Franciſci Comm. Victorii.* Sie befand ſich alſo, aber, wie es ſcheint, auch nur in einer Paſte, in der Sammlung eben des Vettori, dem Leſſing in ſeinen Kollektaneen einen ſo ausführlichen Artikel widmete, und deſſen glyptographiſchen Abhandlung er einer ſo vorzüglichen Aufmerkſamkeit würdigte.

Neugierig war ich nun auf die Erklärung des Paſſeri über die auf dieſem Steine befindliche Vorſtellung, ob mich gleich die von ihm gewählte Ueberſchrift, *Monſtrum chimaericum*, wenig Befriedigung hoffen ließ. Er ſagt geradezu, daß dieſe Gemme unter die chimäriſchen Seltſamkeiten zu zählen ſey, weil auf ihr ein Adler und der Vogel Ibis etwas thun, was über ihre Naturkräfte hinausgeht: galeam haſtae ſubfixam, & gladium ſtringunt. Was auf dem Spieße ſteckt, konnte er ſchlechthin für einen Helm erklären; denn es hat auf der hier gegebenen Abbildung völlig die Geſtalt eines Helms, an dem ſich auch nichts Schneckenähnliches befindet, und der hier auch eine ganz verſchiedene Lage hat. Am längſten verweilt er ſich bey der Inſchrifft Anteros, wovon hernach; und hält das Ganze für ein *amuletum amatorium*. Bey

der weit hergeholten Gelehrſamkeit, die er, nach der Sitte italiäniſcher Antiquare, zur Erläuterung der Figuren beybringt, mag ich mich nicht aufhalten. Es wird gerade nichts dadurch erläutert; und Paſſeri ſelbſt erklärt am Ende alles für bloße Muthmaßungen, weil Gemmen dieſer Art, die von den gewöhnlichen mythiſchen Grundſätzen abweichen, ſchwer zu erklären ſind. Er ſchließt mit der ſehr wahren Bemerkung: Latent etiam quandoque in hisce ſcalpturis meri artificum luſus atque joci, ſeu etiam ſcommata, quae olim nota, nunc penitus ignorantur: quod adnotaſſe non pigebit, ne in hisce operibus, adeo a communi veterum mente atque ſtilo recedentibus, operam proteramus.

Dieſer guten Lehre will ich denn auch hier folgen, und Andern die Deutung des Subjects dieſer Gemme gern überlaſſen. Nur noch ein Paar Worte über ſeine Inſchrift.

In den Kollektaneen *) ſetzte Leſſing zu dem Artikel Anteros: „Soll der Name eines alten Steinſchneiders ſeyn.“ Und, wie ſein Bruder, Herr Münzdirector Leſſing, auf einem Abdrucke des hier beygefügten Kupfers aus einem Briefe von Hrn. Bode an Hrn. Nicolai anmerkt, wollte

*) Th. I, S. 74.

Leſſing im dritten Theile ſeiner antiquariſchen Briefe erweiſen, daß es gar keinen ſolchen Künſtler gegeben habe, und Αντηρως ganz etwas anders bedeute. Wenn er hingegen in einem von den hinterlaſſenen kleinern Fragmente artiſtiſchen Inhalts *) die Stelle aus dem Montfaucon anführt, worin derſelbe bey einem andern mit dieſem Namen bezeichneten Steine, zuerſt vermuthet, es ſey hier der Gott der Gegenliebe, Anteros, gemeint, und hernach die Meinung anderer anführt, daß es vielmehr der Name des Künſtlers ſey; ſo ſetzt er hinzu: „Und ſo iſt es auch; denn Stoſch führt einen „andern geſchnittenen Stein mit dieſem Worte an.“

Dies letztere hat nun zwar nicht ganz ſeine Richtigkeit; denn Stoſch **) gedenkt zwar eines ähnlichen Steins, ſetzt aber ausdrücklich hinzu, daß darauf gar kein Künſtlername befindlich ſey. So viel ſieht man indeß, daß Leſſing über dieſen Umſtand noch zweifelhaft war.

Paſſeri iſt es gleichfalls ***); aber doch neigt er ſich mehr zu der Meinung, daß hier der Gott Anteros gemeint ſey, über den er nun allerley zu

*) S. Th. X. S. 82.

**) Gem. Ant. Col. n. IX. p. 10.

***) l. c. T. II. p. 173.

commentiren Gelegenheit findet. Ich ſelbſt fand dieſe Vermuthung wahrſcheinlich *); und ſie wurde es mir noch mehr, als ich in Hrn. Raſpe'ns Verzeichniſſe ein Paar Gemmen mit dem Worte Eros bezeichnet fand, von dem es wohl noch zweifelhafter iſt, ob dadurch ein Künſtler zu verſtehen ſey. Was wäre nun natürlicher geweſen, als das Geſchenk eines mit dem Namen des Gottes der Liebe bezeichneten Steins oder Ringes mit einem andern zu erwiedern, der den Namen des Gottes der Gegenliebe zur Inſchrift gehabt hätte? Bey dem Steine des Stoſch, dem Herkules Buphagus, iſt hingegen die Inſchrift ANTEPΩTOC, ſchon des Genitiv's wegen, eher für den Namen eines Künſtlers zu nehmen, und vielleicht daraus nichts auf die Inſchrift unſers Steins zu folgern **). Doch, ich wage nichts zu entſcheiden.

*) Kollektaneen, Th. I. S. 337.

**) Aus der verfehlten Orthographie in αντηεως, die auf der andern Gemme richtig iſt, läßt ſich auch wohl nichts ſchließen. Man weiß, daß dergleichen Fehler auf alten Inſchriften jeder Art nicht ſelten ſind.

Zuſätze
zu der
Abhandlung
vom
Alter der Oelmalerey.

Von dem Herausgeber.

I.

Wenn gleich der Nachtrag, den ich hier zu der im achten Theile dieſer Sammlung befindlichen Abhandlung vom Alter der Oelmalerey liefere, mehr hiſtoriſch als kritiſch ausfallen, und die noch immer ſtreitige Frage über die eigentliche Erfindung derſelben zu keiner völligen Entſcheidung bringen wird; ſo darf ich doch vermuthen, daß es den Leſern dieſer Schriften angenehm ſeyn werde, die weitern Fortſchritte dieſer Unterſuchung, die zum Theil durch die Leſſingiſche Schrift veranlaßt wurden, überſehen zu können, und dadurch die Frage ſelbſt ihrer Entſcheidung wenigſtens näher gebracht zu finden. Völlig entſcheiden möchte ſie ſich wohl ſo leicht nicht laſſen; und auch hier werden die erſten Anläſſe und die vorbereitenden ſowohl als die begleitenden Umſtände dieſer Erfindung, wie ſo mancher andern, wohl im Dunkeln bleiben. So viel aber wird am Ende aus allem erhellen, daß die Beymiſchung des Oels zur Bereitung der Farben weit früher bekannt geweſen iſt, als man davon nicht zum bloßen Anſtreichen,

ſondern zur Verfertigung eigentlicher Kunſtgemälde, und zur Bewirkung ihrer größern Vollkommenheit, Gebrauch machte. Die Einführung dieſes letztern Gebrauchs dem Johann van Eyck abzuſprechen, hat man immer noch zu wenig Grund. Die Gemeinmachung deſſelben ſcheint vielmehr ihm und ſeinem Zeitalter um ſo gewiſſer zu gehören, da dieſes in der Geſchichte der Malerey eine ſo merkwürdige Epoche macht, und ſich erſt von dieſem Zeitalter die ſchnellen Fortſchritte der Kunſt, und die edelſten Arten ihrer Anwendung, anheben.

Die erſte nähere Prüfung dieſes Gegenſtandes, wozu Leſſings Schrift unmittelbar Gelegenheit gab, ſind, ſo viel ich weiß des Herrn von Murr Beyträge zur Geſchichte der Oelmalerey *). Gleich zu Anfange derſelben gedenkt er der von Leſſing entdeckten Handſchrift des Theophilus Presbyter, den er aber nicht für einen deutſchen Mönch, noch mit dem Tutilo im neunten Jahrhundert für Eine Perſon, ſondern für einen Mönch von griechiſcher Herkunft hält, der in Italien ſey ge-

*) In ſeinem Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Literatur, Th. I. (Nürnberg 1775. 8.) S. 17. f.

boren und erzogen worden *). Auch hält Herr v. M. ſich überzeugt, daß vor Johann van Eyck bereits in Italien Verſuche, mit Oelfarben zu malen, gemacht worden, die man aber äußerſt geheim gehalten habe. Man behaupte, daß in Neapel ſchon im Jahr 1300 mit Oel ſey gemalt worden. Aus des Bernardo de' Domenici Lebensbeſchreibungen der dortigen Maler, Bildhauer und Baukünſtler führt er eine dahin gehörige Stelle an, worin dieſer ſich auf das Zeugniß einer Handſchrift des Cavaliere Maſſimo Stanzioni beruft, und wo die Reiſe des Antonello von Meſſina nach Flandern zum Johann van Eyck, die Leſſing bezweifelt, ſchlechthin geläugnet wird. Hierin aber geht Stanzioni, nach des Herrn v. M. Urtheile, zu weit; und es ſind ihm — wie es ſcheint, mit Recht — alle die Maler verdächtig, die zu den Zeiten des Johann van Eyck lebten, und doch

*) Herr Breitkopf ſchrieb mir indeß vor einigen Jahren, er habe bey Gelegenheit ſeiner Unterſuchungen vom Urſprunge der Holzſchneiderey, dies Werk mit genutzt, und ſich genauer um dieſen Theophilus bekümmert. Hierbey glaube er ſo viele Merkmahle gefunden zu haben, daß Leſſing's Meinung wohl ihre Richtigkeit habe.

vor ihm, oder wenigſtens aus ihrer eigenen Erfahrung, die Oelmalerey gekannt haben ſollen. Dies gilt ſowohl vom Colantonio da Fiore in Neapel, als vom Lippo Dalmaſio in Bologna. Vom Antonello da Meſſina, der zu Venedig zuerſt mit Oelfarben gemalt haben ſoll, ſagt nicht nur Vaſari, ſondern auch Ridolfi, der Graf Salvarolo, und Weyermann, daß er dieſe Kunſt in Flandern von Johann van Eyck gelernt habe. Daß dem Antonello die von Leſſing erwähnte Grabſchrift wirklich geſetzt worden ſey, leidet wohl keinen Zweifel; und vermuthlich hat ſie Vaſari, der oft in Venedig war, ſelbſt abgeſchrieben. Jetzt aber findet ſie ſich nicht mehr. Herr v. M. vermuthet, daß Antonello in San Caſſiano begraben, und ſein Grabmahl durch nachherige Veränderung der Kirche verſchüttet ſey. — Uebrigens iſt die Ausgabe des Vaſari von 1568 nicht, wie Leſſing meint, die erſte, die er ſelbſt beſorgte; ſondern dieſe erſchien ſchon im Jahr 1550 in zwey Octavbänden. Herr v. M. macht S. 30. einen Verſuch, die Epoche der alten Oelmalerey, wie ſie von Johann van Eyck mehrern, italiäniſchen und niederländiſchen, Künſtlern zunächſt bekannt wurde, chronologiſch zu ordnen. — In Deutſchland

giebt

giebt es zwar viele alte Oelgemälde; aber ihre frühere Verfertigung läßt ſich nicht beweiſen. Die von Reyßler aus dem Praumiſchen Kabinette in Nürnberg, als mit der Jahrzahl 1318 verſehen angeführte, in Oel gemalte, Tafel iſt, nach des Hrn. v. M. Meinung, unſtreitig aus dem funfzehnten Jahrhundert; und die Jahrzahl, die 1518 heißt, gehört gar nicht zu dem Gemälde. — Bey Weyermann ſteht die Nachricht von Johann van Eyck, der Hauptſache nach, eben ſo, wie bey van Mander. Van Goel und Gerard Hoet haben hierüber nichts; noch weniger Houbraken, der den van Mander fortſetzte, deſſen Werk nicht, wie Leſſing meint, durch ihn neu herausgegeben iſt. Die Stelle des Descamps darüber hat Herr v. M. der Länge nach abdrucken laſſen. Sie iſt bloße Wiederholung des gewöhnlichen Berichts, nur im Vortrage etwas aufgeſchmückt und erweitert. Das Reſultat von den Unterſuchungen des Hrn. von Murr iſt folgendes: „Es dünkt mich ſehr „unbillig zu ſeyn, einem Künſtler, den alle Maler „ſeiner Zeit verehrten, weil er ein Geheimniß beſaß, das ſie nicht wußten, das Verdienſt der Erfindung der Oelmalerey abzuſprechen, die doch „in ganz Italien damals ſo neu, ſo erwünſcht

„war. Kurz, vor van Eyck malte man zwar in „Oel, aber ohne Geſchicklichkeit. Man ließ wie„der davon ab, weil viele andere Hinderniſſe ſich „dabey ereigneten. Johann aber überwand ſie „alle, und wurde der Lehrer der welſchen Kolo„riſten.“

Herr von Murr vermuthet, daß ſich in einigen ältern flandriſchen Chroniken, und ähnlichen hiſtoriſchen Werken doch wohl einige Erwähnung von der dem van Eyck zugeſchriebenen Entdeckung finden müſſe. Die *Annales de Flandes* des Emanuel Sueyro habe ich vor mir; und es wird in ihnen allerdings dieſes Umſtandes gedacht *). Aber

*) T. II. p. 88. (Anvers, 1624. fol.) Florecian en la ciudad de Brujas *Juan* y *Huberto van Eycke* hermanos, pintores y artifices inſignes, que, ſegun la opinion de algunos, naſcieron en Maes-eyck, lugar pequeño à la orilla de la Moſa y de la jurisdicion de Lieja. Hallò el Juan el modo de defender la pintura de las injurias del tiempo, mezelando los colores con el azeyte ò olio ſacado de las ſimientes del lino, invencion rara y que ſe comunicò deſpues à otras naciones, ſiendo el primero *Antonello de Meſſina* Siciliano, (el qual ſe hallò en aquel tiempo en Brujas.) que enſeñò en Italia la forma à *Dominico* Veneto y otros pintores de aquella Region, donde como en

Sueyro iſt ein zu neuer Schriftſteller, der erſt im Jahr 1629 ſtarb. Er gehört alſo in die Reihe derer, von denen Leſſing es zugiebt, daß ihrer faſt keiner dieſe Anekdote übergangen habe. Die übrigen hiſtoriſchen Werke, welche Herr v. Murr als ſolche nennt, in denen vielleicht näherer Aufſchluß über dieſe Sache zu finden ſeyn möchte, befinden ſich ſämmtlich in der Herzogl. Wolfenbütteliſchen

todas fue celebrado el nombre de *Juan van Eyck* honrado ſus obras el Rey *Alfonſo* de Napoles, *Frederico* el ſegundo Duque de Urbibino, *Lorenço de Medicis*, y otros Principes, favoreciòle mucho *Phelipe* Conde *de Charelois*, hijo del Intrepido, y conociendo las prendas del hombre, y ſu grande entendimiento, le recibiò entre ſus conſejeros, eſtimando ſu parecer y compañia. Vee ſe aun en la Igleſia de S Juan de Gante el retablo de las ſiete obras de miſericordia con las effigies de Adam y Eva en los lados, de que el Señor Rey Don Phelipe Segundo de glorioſa e immortal memoria mandò ſacar y llevar à Eſpaña la copia hecha por *Miguel Coxie:* eſtà en la capilla real de Madrid. Creeſe que fue el original començado por el *Huberto*, y que por ſu muerte le acabò *Juan van Eyck*, que muriò en Brujas, dò le enterraron en la Igleſia de S. Donaciano.

Bibliothek. Aber der würdige Aufſeher derſelben, der ſich der freundſchaftlichen Bemühung, ſie nachzuſehen, auf meine Bitte unterzog, verſichert mich, daß von Johann van Eyck, und überhaupt von Kunſt und Literatur, in keinem derſelben das Mindeſte anzutreffen ſey, und ſetzt hinzu, er habe ſchon ehedem über dieſen Gegenſtand Unterſuchungen, jedoch vergeblich, angeſtellt.

Bisher alſo iſt Leſſing's Behauptung, daß vor dem Vaſari kein Schriftſteller der Entdeckung des van Eyck erwähne, noch nicht widerlegt; und es verdient gar ſehr die Aufmerkſamkeit der Kunſtgelehrten, dieſen Umſtand, wo möglich, noch mehr aufzuklären.

II.

Leſſing's Auffindung der Handſchrift des Theophilus, und ſeine dadurch veranlaßten Unterſuchungen blieben auch in Italien nicht unbekannt. Im zweyten Bande der *Antologia Romana* vom J. 1775*) erſchien ein ziemlich weitläuftiger, und mit Einſicht entworfener Auszug ſeiner Abhandlung,

*) Roma, 1776. 4. No. VII. p. 49. f.

und ihres wesentlichsten Inhalts. Eigene, dadurch veranlaßte, Bemerkungen enthält aber dieser Auszug nicht; nur, daß sich der Verfasser am Schlusse desselben noch den Fall als möglich denkt, daß die Oelmalerey zwar zu den Zeiten des Theophilus bekannt gewesen, hernach aber in jenen Jahrhunderten der Barbarey in Vergessenheit gerathen, und durch van Eyck aufs neue wieder erfunden sey. Auch erinnert er in Ansehung des Vasari, daß man sich in den Angaben der Zeitpunkte nicht sonderlich auf ihn verlassen könne, weil er hierin manche Fehler begangen habe, worunter der größte ohne Zweifel der sey, daß er dem Cimabue die Wiederherstellung der Malerey beylege, da es doch in einer Kirche zu Siena ein Gemälde des Giulio da Siena gebe, der lange vor dem Cimabue gelebt habe, mit der Aufschrift: *Julius de Senis diebus pinxit amenis.* Wider diesen Vorwurf ließe sich indeß Vasari leicht rechtfertigen; denn dadurch, daß Cimabue durch seine bekannten eigenthümlichen Verdienste und Bemühungen in der Kunst Epoche macht, wird nicht geläugnet, daß es schon vor ihm Maler in Italien gegeben habe.

Uebrigens will ich hier das nicht wiederholen, was Lessing selbst von den Ansprüchen der Italiä-

ner auf die Erfindung der Oelmalerey beygebracht hat; ſondern nur das noch hierher ſetzen, was ſich darüber in den Zuſätzen des Mongitore zu der *Sicilia Inventrice* des Auria findet, da Leſſing S. 343. bedauerte, dies Werk nicht nutzen zu können. Es enthält aber dieſe, in gedachtem Werke S. 250. befindliche Stelle nichts mehr, als was Leſſing darin vermuthete, und was er ſchon in der *Raccolta d'Opuſcoli* u. ſ. f. angeführt fand:

Molti autori attribuiſcono la gloria di queſt' invenzione ad *Antonello degli Antonii*, detto altrimente *Antonello da Meſſina*, celebre pittore Meſſineſe. Cf. *Bonfiglio*, Meſſina, lib. 7. fol. 59. *Saavedra*, Rep. Literar. f. 8. Altri però ſcrivono, che foſſe ſtato inventore del colorito ad oglio *Giovanni da Bruggia* in Fiandra, di cui portate alcune tavole in Italia, vedute da Antonello da Meſſina, d'un ſubito acceſſo del deſiderio di apprendere quel ſuo colorito, ſi trafferì in Fiandra, e da eſſo ebbe quell' invenzione, che dono la morte di Giovanni da Bruggia trafferì in Italia, e fermatoſi in Venezia, l'inſegnò a *Domenico* Veneziano, e da eſſo l'ebbero altri. Così ſcrive *Vaſari*, Vite de' Pitt. f. 85, e f. 379. ſ. Così pur ſi legge nel ſuo Epitafio in Venezia, dal Vaſari: *Coloribus oleo mis-*

cendis ſplendorem et perpetuitatem primus Italiae picturae contulit. Qual opinione è ſeguita dal noſtro *Auria* nel *Gagino Redivivo*, cap 4. f. 15.

III.

Sieben Jahre nach der Bekanntmachung der Leſſingiſchen Schrift vom Alter der Oelmalerey, erſchien zu London ein kritiſcher Verſuch des Herrn Raſpe über eben dieſen Gegenſtand *). Offenbar iſt derſelbe nicht nur durch jene Schrift veranlaßt, ſondern auch ſo ganz und durchgehends auf ſie gegründet, daß er an mehrern Stellen, und in Anſehung der vornehmſten Beweisgründe für das höhere Alter dieſer Erfindung, faſt wörtlich nur aus ihr genommen und überſetzt iſt. Um ſich von dem ganzen Inhalte und dem Werthe die-

*) A critical Eſſay on Oil - Painting, proving, that the Art of painting in Oil was known before the pretended Diſcovery by *John* and *Hubert van Eyck*; to which are added *Theophilus de arte pingendi*, *Eraclius de artibus Romanorum*, and a Review of *Farinator's Lumen animae*, by *R. E. RASPE*. London, 1781. 4.

ſes kritiſchen Verſuchs einen Begriff zu machen, verweiſe ich den Leſer auf die ausführliche und überaus gründliche Beurtheilung derſelben in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften *), die mich eines völligen Auszugs überhebt, und ſchränke mich auf die bloße Anführung einiger Umſtände ein, die zur nähern Erörterung der Hauptfrage beytragen können.

Was Herr Raſpe, S. 21 bis 35, über verſchiedene Spuren von dem Gebrauche des Oels in der Malerey der Alten und der Neuern vor der angeblichen Zeit der Erfindung der Oelmalerey vorträgt, läuft, ſeiner eigenen Aufzählung nach, vornehmlich auf folgende Umſtände hinaus. Die Alten waren ſchon mit dem weißen Kalk- oder Kreidegrunde bekannt, deſſen ſich die neuern Meiſter zu Oelgemälden auf Holz bedienten; und hieraus folgt freylich nicht mehr, als daß ſie vielleicht auf den nehmlichen Grund auch die nehmlichen Farben getragen haben. Die Oelfirniſſe, deren ſich die Aegypter und Apelles, nach Herrn Raſpe'ns Vorausſetzung, bedienten, hätten ſie auf die Erfindung der Oelfarben leiten können. Da ſich aber weder aus den

*) B. XXVII. St. 2. S. 209.

von Herrn R. unterſuchten ägyptiſchen Mumien, noch aus einer von ihm angeführten und erläuterten Stelle des ältern Plinius *), ſchließen läßt, daß ſie auch ihre Farben mit dieſem Firniß bereitet und gemiſcht hätten; und da es vielmehr offenbar iſt, daß dieſer Firniß nur äußerlich auf die ſchon fertigen Gemälde aufgetragen wurde: ſo läßt ſich auch hieraus nichts weiter folgern, als daß die Alten der Erfindung ſehr nahe waren, und daß es zu verwundern iſt, wie ſie nicht auf dieſelbe gerathen ſind. Die Außenlinien und Umriſſe der alten griechiſchen und hetruriſchen Gefäße geben bloß einen zweifelhaften und trüglichen Anſchein zu dieſer Vorausſetzung. Die Alten griechiſchen und römiſchen Gemälde auf den Wänden und auf Stein wurden entweder auf naſſen Kalk gemalt, oder ſind noch nicht hinlänglich unterſucht worden. Das Oel, deſſen man ſich bey der gröbern Wachs- und Wand-Malerey, oder zum bloßen Anſtreichen, bediente, beweiſt höchſtens nur, daß man Verſuche mit Oelfarben gemacht habe; und ſo haben wir wenigſtens keine directe Beweiſe, daß die Oelma-

*) L. XXXV. c. 10.

lerey den Aegyptern, Griechen und Römern bey ihren eigentlichen Gemälden wirklich bekannt geweſen ſey. Aus ihrem großen Scharfſinne, und aus der Einfachheit der Erfindung ſelbſt, läßt ſich durchaus nichts Gewiſſes ſchließen.

Herr Raſpe wendet ſich alſo zu den Neuern, und gründet ſeine Beweiſe, daß dieſe ſchon frühzeitig mit dem Gebrauche der Oelfarben bekannt geweſen ſind, auf die handſchriftlichen Werke des Theophilus und Eraklius. Von dem erſtern gedenkt er der drey ſchon von Leſſing angeführten Handſchriften, und ſetzt dann noch die Beſchreibung einer vierten hinzu, die er auf der Univerſitätsbibliothek zu Cambridge fand, und ins dreyzehnte Jahrhundert ſetzt, deren Gebrauch ihm aber nicht geſtattet wurde. Sie iſt indeß nicht vollſtändig, ſondern enthält nur das erſte Buch des Theophilus. Eine fünfte Abſchrift findet ſich gleichfalls zu Cambridge in dem Trinity-College, unter der Angabe: *Theophilus Monachus de omni ſcientia artis pingendi*, wobey angeblich noch *Gratſius de artibus Romanorum* angebunden iſt, das aber, zu Hrn. Raſpe'ns großer Freude, keine andere, als die längſt von ihm geſuchte Schrift des Eraklius war. — Von dem Theophilus enthält dieſe

Handschrift noch weniger, als die vierte: nur die ersten 28 Kapitel des ersten Buchs. Herr R. hat dies Stück hier aus jener letztern Handschrift abdrucken lassen; aber sehr fehlerhaft, sowohl in Ansehung der Rechtschreibung, als der Unterscheidungszeichen.

Die Schrift des Eraklius *de artibus Romanorum* findet sich auch in der Königl. Bibliothek zu Paris in eben dem Codex, worin die vom Theophilus befindlich ist. Lessing, der sie bloß aus der Nachweisung des Catalog's kannte, wurde schon auf ihre Ueberschrift sehr aufmerksam, und versprach sich viel Neues und Interessantes davon *). Diese Erwartung erfüllt die Schrift selbst, die Herr R. zuerst hier abdrucken ließ, nun freylich bey weitem nicht.

Wer dieser Eraklius gewesen sey, und wo und wann er gelebt habe, darüber läßt sich bis jetzt nichts Gewisses sagen. Gesner, Simler, Montfaucon, Fabricius **), und andere Bibliogra-

*) S. B. VIII. S. 356.

**) Beym Fabricius (Biblioth. lat. med. & inf. aet. T. II. p. 314.) kommt zwar ein Eraklius vor, der beym Baronius u. a. Eradius

yhen, ſchweigen ganz von ihm. Daraus, daß er in der Ueberſchrift ſeines Werkchens *vir ſapientiſſimus* heißt, vermuthet Herr Raſpe, daß er kein Prieſter oder Geiſtlicher geweſen ſey, und daß das Zeitalter, worin er lebte, und welches ihn mit dieſem Beynamen beehrte, ſehr barbariſch müſſe geweſen ſeyn: denn ſeine Schreibart iſt äußerſt ſchlecht, ſeine Leichtgläubigkeit ſehr groß, und ſeine Sachkenntniß ungemein oberflächlich. Bey dem allen mag er vielleicht ein Laienbruder oder Mönch geweſen ſeyn; denn er richtet ſein Werk an einen *frater*, worunter wohl kein leiblicher Bruder zu verſtehen iſt. Unſtreitig aber war er ein unwiſſender Empiriker und Geheimnißkrämer. Der Name Heraklius oder Eraklius iſt griechiſch; und griechiſche Namen wurden in Italien ſchon bald nach der Theilung des Kaiſerthums ſehr gemein, weil ein Theil von Italien im Beſitz der griechiſchen Kaiſer blieb. Daß ſeine Schrift aber eine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen ſey, läßt ſich

heißt, Presbyter zu Hippo, und Freund und Zeitgenoſſe Auguſtin's war. An dieſen aber iſt wohl, der barbariſchen Schreibart wegen, hier nicht zu denken. Auch die Anführung Iſidor's erlaubt das nicht.

nicht wohl annehmen, da er bloß lateiniſche Schriftſteller anführt, unter welchen Iſidorus, der im ſiebenten Jahrhunderte lebte, der ſpäteſte iſt. Vielleicht lebte und ſchrieb er bald nach dieſem Zeitalter. Seine Nachrichten von einigen zu ſeiner Zeit in Rom gangbaren Handgriffen, und beſonders von Glasmanufacturen, ſcheinen zu verrathen, daß er kein geborner Italiäner, wenigſtens kein Römer, war, und daß er in einem fremden Lande, oder für ein fremdes Land ſchrieb, um dieſe fremden Künſte demſelben mitzutheilen. Daß er in oder vor dem dreyzehnten Jahrhunderte geſchrieben habe, erhellt aus der ganzen Beſchaffenheit der hier abgedruckten Handſchrift.

Dieſe Handſchrift beſteht theils aus metriſchen, theils aus proſaiſchen Anweiſungen zu allerley Künſten und Handgriffen; und ungeachtet ihres unbedeutenden Gehalts, wäre es doch wohl der Mühe werth, ſie auch in Deutſchland der Länge nach abdrucken zu laſſen. Da hier indeß der Raum dazu fehlt, ſo begnüge ich mich, ſowohl von den Verſen, als von der eben ſo ſchlechten Proſe, einige Stücke auszuheben, deren Inhalt vorzüglich hierher gehört:

De pretioſa pictura vitri.

E vitro ſi quis depingere vaſcula quaerit,
Eligat ipſe duas rufo de marmore petras,
Inter quas vitrum Romanum conteret; & cum
Ut pulvis terrae fuerit pariter reſolutum,
Hoc faciet liquidum clara pinguedine gummi.
Poſt haec depingat petulas, quas finxit honeſte
Figulus. Hoc facto ſuccenſo imponat easdem
Fornaci, caveatque ſimul, quae terra probata
Has teneat, quo ſic valeat obſtare colori,
Illas qui facies plena virtute nitentes.

Quomodo aptetur lignum, antequam pingatur.

Quicunque aliquod lignum ornare diverſis coloribus ſatagis, audi quae dico. Imprimis ipſum lignum multum rade aequalem, & planiſſimum radendo & ad ultimum fricando cum illa herba, quae dicitur aſperella. Quod ſi ligni materies talis fuerit, ut non poſſis aequare ejus aſperitates, vel non velis propter aliquas occaſiones, nec tamen cum corio illud velis operire vel panno: album plumbum teres ſuper petram ſiccam, ſed non tantum, quantum ſi inde pingere velis. Deinde ceram in vaſe ſuper igne liquefacies, tegulamque

tritam ſubtiliter; albumque plumbum, quod ante triviſti, ſimul commiſces ſaepius movendo cum parvo ligno, & ſic ſine refrigerari. Poſtea aliquod ferrum fac calidum, & cum ipſo ceram funde in ipſas cavernulas, donec aequales ſint, & cum cultello deſuper abrade ea, quae ſunt ſcabroſa. Si autem plumbum miſcere cum cera dubitas, ſcito, quod quantum plus miſcueris, tanto durius erit. Et ſicut dixi jam, aequali facto. Abundantius plumbum valde ſubtiliſſime tritum *cum oleo* deſuper per totum, ubicunque pingere vis, tenuiſſime extendendo cum penicello aſinino ſic aptato. Deinde ad ſolem exſiccari bene permitte. At cum ſiccatus fuerit color, iterum ſuperpone: ſicut prius feciſti, de eodem & ſpiſſiorem pones; ſed non ita ſpiſſiorem, ut abundantiorem colorem ſuperponas, ſed *ut oleum minus habeat.* Nam & in hoc multum cavendum eſt, ut nunquam craſſiorem colorem ſuperponas. Quod ſi feceris, & abunde poſueris, cum exſiccari coeperit, rugae deſuper erunt. — —

Quomodo praeparatur columna ad pingendum.

Si vis aliquam columnam vel laminam de petra pingere, inprimis optime ad ſolem vel ad ignem

ſiccari permittes. Dein album accipies, & *cum oleo* ſuper marmorem clariſſime teres. Poſtea illam columnam jam bene ſine aliqua foſſula planam & politam de illo albo cum lato penicello ſuperlinies duabus trinis vicibus. Poſtea imprimes cum manu vel bruſſa de albo ſpiſſo, & ita dimittes paululum. Cum vero modicum ſiccatum fuerit, cum manu tua album planando fortiter retrahes. Hoc tamdiu facies, donec planum ſit quaſi vitrum. Tunc vero poteris deſuper de omnibus coloribus *cum oleo diſtemperatis* pingere. Si vero marbrire volueris, ſuper colorem vel brunum vel nigrum vel alium colorem, cum ſiccata fuerunt, marbrire poteris; poſtea vernicia ad ſolem.

Was in dieſen beyden letztern Abſchnitten von der Beymiſchung des Oels zu der Farbenbereitung vorkommt, iſt alles, was ſich aus der Schrift des Eraklius zum Behuf der hier vorliegenden Streitfrage anführen läßt; und, wie man ſieht, iſt es äußerſt wenig, nicht einmal ſo viel, als beym Theophilus, beſonders im 23ſten Kapitel ſeines erſten Buchs, darüber vorkommt. Aus beyden Schriften aber erhellt doch wenigſtens, daß der Gebrauch des Oels zu den Farben in den damaligen Zeiten ſchon bekannt geweſen iſt.

Außer

Außer jenem hinzu gekommenen Zeugniſſe des Eraklius führt Herr Raſpe auch noch S. 51. f. dasjenige an, was Walpole gleich zu Anfange ſeiner Anekdoten über die Malerey in England von dem daſelbſt ſchon früh bekannten Gebrauche der Oelfarben beybringt. Ich will lieber hier ſeine Quelle ſelbſt zu Rathe ziehen, und unmittelbar aus dieſem in Deutſchland nicht ſehr bekannten Buche die hierher gehörenden Stellen ganz mittheilen *).

„Folgende Vorſchrift, ſagt Walpole, iſt ſehr merkwürdig, weil man daraus ſieht, daß der Gebrauch der Oelfarben **) ſchon weit früher bekannt war, als man die Erfindung derſelben gewöhnlich

*) Anecdotes of Painting in England — by Mr. HORACE WALPOLE. 3d. Edit. Lond. 1782. 5 Vols. 8vo. Vol. I. p. 10.

**) In der eben angeführten, neuen und vermehrten Ausgabe dieſer Anekdoten ſteht hier noch folgende Anmerkung: „Johann van „Eyck, der vorgebliche Erfinder der Oelmale„rey, die er bey ſeinen Nachforſchungen über „den Firniß entdeckt haben ſoll, ſtarb im Jahr „1441. In der obigen Urkunde werden bey„des Oel und Firniß erwähnt; und das erſtere „wurde vielleicht bloß zur Verfertigung des „letztern gebraucht Herr Raſpe hat in ſeiner „im Jahr 1781 bekannt gemachten merkwür-

anzunehmen pflegt. Sie iſt vom 23ſten Jahre der Regierung Heinrichs III. 1239 datirt, und lautet ſo:

„Rex theſaurario & camerariis ſuis ſalutem. „Liberate de theſauro noſtro Odoni aurifabro & „Edwardo filio ſuo centum & ſeptemdecem ſoli„dos & decem denarios pro *oleo*, *vernici* & *colo„ribus* emptis, & picturis factis in camera reginae „noſtrae apud Weſtm. ab octavis ſunctae trinitatis „anno regni noſtri XXIII, usque ad feſtum ſancti „Barnabae apoſtoli eodem anno, ſcilicet per „XV dies.“

In der Folge*) kommt Herr Walpole auf dieſen Umſtand zurück, bey Gelegenheit eines Gemäldes von dem engliſchen Könige Richard II, in der Pembrokiſchen Sammlung zu Wilton. Es iſt ein kleines, aus zwey Tafeln beſtehendes Stück, worauf der König knieend vorgeſtellt iſt, begleitet von ſeinen Schutzheiligen, Johannes dem Täufer, St. Edmund dem Könige, und Eduard dem Be-

„digen Abhandlung bewieſen, daß die Oelma„lerey lange vor ihrer angeblichen Erfindung „durch van Eyck bekannt war.“

*) S. 41. f.

kenner, vor der Mutter Gottes und dem Kinde, von Engeln umgeben. Unten an dieſem Gemälde ſtehen folgende Worte: „Invention of painting in „oil 1410. This was painted before in the begin„ning of Richard II, 1377. &c.“ — „Dieſe Worte, ſagt Walpole, die ſehr zweydeutig ſind, machten einen Zweifel in mir rege, den mir Niemand aufzulöſen wußte. Sollen ſie andeuten, daß dies Stück in Oel gemalt ſey, ehe Johann van Eyck im Jahr 1410 dies Geheimniß entdeckte? Das ſollte man faſt glauben. Denn was ſagte die Inſchrift Neues, wenn ihr Urheber nur damit ſagen wollte, daß die Malerey in Waſſerfarben, oder die Miniaturmalerey früher ausgeübt wurde, als das Malen in Oelfarben? Jede illuminirte ältere Handſchrift bewies das ſchon. Alles kommt auf die Frage an, womit das gegenwärtige Gemälde gemalt ſey? Und hierauf kann ich nur ſo viel antworten, daß es mit Glas bedeckt, und eine zu große Merkwürdigkeit iſt, um Verſuche damit anſtellen zu können. Es iſt auf einem hellen Goldgrunde gemalt; die Farben ſind äußerſt friſch, und nicht ſchwarz geworden, wie Oelfarben geworden wären, und iſt, wie geſagt, unter Glas verwahrt; lauter Beweiſe, daß es ein Miniaturgemälde iſt. Und

doch wage ich hier nichts zu entſcheiden. Die gedachte Inſchrift, und einige andere Umſtände ſcheinen es zweifelhaft zu machen, ob Johann van Eyck wirklich der erſte geweſen ſey, der ſeine Farben mit Oel miſchte *). Aus einer oben angeführten Urkunde haben wir geſehen, daß man ſich lange vor dieſer Zeit des Oels wenigſtens als eines Firniſſes bediente; und es läßt ſich ſchwer begreifen, wie es möglich geweſen ſey, Waſſer- oder Leimfarben mit einem Oelfirniſſe zu überziehen. Es fiel mir ein, zu unterſuchen, womit die Maler vor Johann van Eyck ihre Farben gemiſcht haben. Selbſt hier in England ſind noch einige Gemälde auf Holz vorhanden, die älter ſind, als man die Einführung der Oelmalerey bey uns annehmen kann. Des Gemäldes zu Wilton nicht zu gedenken, muß man nothwendig annehmen, daß auch ein anderes Gemälde von Richard II zu Weſtmün-

*) Auch Herr Raſpe beſchreibt dies Gemälde aus eigener Anſicht, S. 54. f. ſeines Verſuchs, und iſt ſehr geneigt, es für ein Oelgemälde zu halten. Von den übrigen hernach angeführten, und mehrern ähnlichen, redet er eben daſelbſt. Man vergleiche des Herrn von Budberg Verſuch über das Alter der Oelmalerey, (Gött. 1792. 4.) S. 21. f.

ſter, und ein unzweifelhaftes Originalbildniß von Heinrich IV zu Hamptoncourt in Herfordſhire, der zwey Jahr nach van Eyck's Entdeckung ſtarb, früher verfertigt ſind, als die neue Kunſt hier bekannt wurde. Das Gemälde in Weſtmünſter iſt freylich wieder neu aufgemalt worden; und es läßt ſich folglich nichts daraus ſchließen. So leicht mir auch dieſe Unterſuchung anfänglich ſchien, ſo fand ich doch, daß man ſie nie mit ſonderlichem Fleiße angeſtellt hat, und daß ſie noch nicht zur Entſcheidung gebracht iſt, ob ſie gleich von der gelehrten Geſellſchaft der Alterthumsforſcher aufgegeben wurde. Nachdem ich verſchiedene Malerbücher nachgeſchlagen hatte, die alle von Johann van Eyck's Erfindung redeten, ohne ein Wort von der Methode zu erwähnen, die durch ſein Geheimniß abgeſchafft wurde, fand ich zuletzt, was ich ſuchte, im Sandrart*): „Weil ſie aber fürchteten, ſagt „er, daß die Mauern ſchricken möchten, haben ſie

*) Walpole führt dieſe Stelle aus dem lateiniſchen Texte des Sandrart an; ich nehme ſie aber aus dem ältern deutſchen Texte ſeiner Akademie, Th. I. B. II. S. 66. Es iſt dort allerdings nur vom Freskomalen die Rede.

„ſolche, vermittelſt des Leims, mit Tuch oder „Leinwat überzogen, darauf gegypſt, und dann erſt „ihre Gemälde geführt, welches ſie *Tempera* be„namet. Dieſe *Tempera* haben ſie alſo zugerich„tet. Sie nahmen erſtlich ein Hühnerey, ſchlugen „es ein, und zerrieben darin ein zartes Aeſtlein „von einem jungen Feigenbaum; da dann, aus der „Milch dieſes Schößleins, und aus dem Eyergelb, „die *Tempera* entſprungen. Mit dieſer haben ſie „nachmals, anſtatt des Waſſers, Gummi oder „Tragant, ihre Farben zugerichtet und gebrochen, „und alſo ihre Arbeit verrichtet.“ — Aus den letzten Worten dieſer Stelle, fährt Walpole fort, iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ihre erſte Farbe bloß mit Waſſer oder Gummi auftrugen.“

„Man wird mir vielleicht einwenden, ſetzt er hinzu, daß man ſich dieſer Verfahrungsart bloß bey der Malerey auf Stein und Kalk bedient habe; wenn man aber die Bewerfung wegläßt, ſo ſehe ich kein Hinderniß, warum man ſich nicht eben dieſer Zubereitung auf Holz hätte bedienen können. Welcher Miſchung ſich Cimabue, der Wiederherſteller der Kunſt, bediente, ſagt uns eben dieſer Schriftſteller*): „Viel Hiſtorien und Bilder

*) Ebendaſ. Th. II. B. II. S. 57.

„auf Holz mit Eyer und Leimfarben, wie auch auf „Mauerwerk in naſſem Kalk, ſind noch in Florenz „von ihm zu ſehen.“

„Indeß läßt der weit ältere Gebrauch des Oels, wäre es auch nur zum Firniß, es immer noch zweifelhaft, ob Johann van Eyck's Entdeckung völlig ihm eigen war. Die mehrmals gedachte merkwürdige Urkunde ſetzt den Zeitpunkt der Oelmalerey über hundert Jahr früher hinauf. Van Eyck ſoll auf dieſe Erfindung bey ſeiner Nachſuchung eines beſſern Firniſſes gerathen ſeyn. Hörte er nicht vielleicht, daß ein ſolcher Firniß, oder eine ſolche Compoſition, in England gebräuchlich ſey *)?

*) „Ich kann nicht umhin, hier eine Vermuthung zu wagen, ob ſie gleich von keinem Schriftſteller über die Malerey beſtätigt wird. Es giebt zu Chiswick ein altes Altarblatt, welches den Lord Clifford und ſeine Gemahlin knieend vorſtellt. Van Eyck's Nahme iſt auf der Rückſeite des Brettes eingebrannt. Iſt van Eyck jemals in England geweſen; ſollte es dann nicht wahrſcheinlich ſeyn, daß er hier den Gebrauch der Oelfarben gelernt, und ſich die Ehre der Erfindung ſelbſt angemaßt habe, weil England damals in der Kunſtwelt wenig bekannt, und bey den damaligen Unruhen nicht müßig genug war, um

Selbſt die gedachten noch vorhandenen Gemälde, die allem Anſchein nach Oelgemälde ſind, ſcheinen noch mehr zu beweiſen. Die von Heinrich III gebrauchten Maler ſcheinen Italiäner geweſen zu ſeyn; und doch iſt es leicht, ihnen dies Geheimniß ſtreitig zu machen; wenigſtens kann ich beweiſen, daß ſie das Oelmalen hier in England müſſen gefunden, und nicht es mit ſich herüber gebracht haben; denn es findet ſich offenbar, daß man da-

ſein Recht auf ſolch ein Geheimniß zu behaupten, welches im Auslande ſo viel Glück machte? Eine Vermuthung mehr, obgleich keinen Beweis, daß van Eyck in England geweſen ſey, giebt ein Gemälde von dieſem Künſtler in der Sammlung des Herzogs von Devonſhire, welches 1422 gemalt iſt, und die Weihung des heil. Thomas Becker vorſtellt. Der Sage nach war es ein Geſchenk an Heinrich V von ſeinem Oheim, dem Herzoge von Bedford, Regenten von Frankreich; aber bloße Sage iſt noch kein Beweis; und zwey Gemälde dieſes Künſtlers in England, eins von einer engliſchen Familie, und das andere von einer engliſchen Geſchichte, beweiſen wenigſtens eben ſo gut, daß er in England geweſen ſey, als die Sage von einem derſelben beweiſt, daß es auswärtig ſey gemalt worden. Alles dies aber gebe ich für nichts weiter, als bloße Vermuthung, aus.“

mals in Italien von dieſer Methode noch nichts wußte. Als einige von Johann van Eyck's Gemälden zum Alfonſo, König von Neapel, gebracht wurden, erſtaunten, wie Sandrart ſagt, die italiäniſchen Maler darüber, daß man ſie, ohne Auslöſchung der Farben, mit Waſſer waſchen konnte." — —

So weit Walpole. Ich würde nun noch zu dem übrigen Inhalte des Raſpiſchen Verſuchs zurückkehren, wenn dieſer nicht theils ganz aus der Leſſingiſchen Schrift entlehnt wäre, theils fremde Dinge, z. B. das *Dooms - day - Book*, das *Lumen animae*, und dergl. beträfe, was hierher ſo eigentlich nicht gehört *).

*) Nur Eine zu Leſſing's Abhandlung, S. 339. f. gehörige Anmerkung mag hier noch ihren Platz finden. Die alten Oelgemälde zu Löwen, deren Miräus gedenkt, ſcheinen dort nicht mehr vorhanden zu ſeyn. Herr Raſpe befragte darüber Herrn Turberville Needham, Director der Akademie zu Brüſſel, der ihm einen Brief von Herrn Stapleton aus Löwen mittheilte, worin er ihm meldete, daß ſich dergleichen Gemälde weder in der dortigen Franziskanerkirche, noch in andern Kirchen, gar nicht mehr fänden. Miräus kann aber

Man ſieht indeß nach dieſem allen, daß die Streitfrage auch durch dieſen Verſuch, und durch Walpole's Bemerkungen, ihrer Entſcheidung noch nicht viel näher gebracht iſt. Freylich läßt ſichs nach dieſem allen, wie der oben gedachte Recenſent in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſagt, ſchlechterdings nicht wegläugnen, daß man ſchon vor dem van Eyck gewußt habe, die Farben mit Oel abzureiben. „Aber iſt denn dieſes „ſchon Oelmalerey? — Iſt auch das, was Theo„philus von dem Auftragen der Farben mit Oel „erzählt, ſchon Malerey? Nicht doch! — Wie, „wenn nun van Eyck zuerſt alle die Vortheile, „die ſich von dem Gebrauche des Oels in der Ma„lerey ziehen, wenn er alle die Wirkungen, die ſich „dadurch machen, alle die Schattirungen und Tin„ten, die ſich nur dadurch, oder nur mit Farben, „die mit Oel abgerieben ſind, geben laſſen, zuerſt „eingeſehen hätte, zuerſt auf ſie aufmerkſam, und „derſelben ſich gleichſam bewußt geworden wäre? „wenn er das beſſere Verhältniß einiger Farben,

deſſen ungeachtet Recht haben, da ſo viele ältere gothiſche Gemälde durch die beſſeren Werke der neuern Kunſt verdrängt und hinweg geſchafft ſind.

„beſonders der weißen, z. B. des Bleyweißes,
„zum Oel, vorzüglich entdeckt; wenn er die großen
„Lichter, die ſich nur hierdurch geben laſſen, zuerſt
„wahrgenommen und aufgeſetzt, und endlich auch
„ſeine Schüler darauf aufmerkſam gemacht, und
„es ſie gelehrt hätte? — Und ſo wäre er, für die
„Maler wenigſtens, mit Recht Erfinder der Oel-
„malerey. Auch iſt es dieſes Verdienſt, was ihm
„die großen Künſtler unter denſelben zuſchreiben.“

IV.

Seitdem der Gegenſtand dieſer Unterſuchung, ſowohl durch die Zweifel der Herren Walpole und Raſpe, als durch die Aufgabe der Societät der Alterthumsforſcher, mehr zur Sprache gekommen iſt, hat man verſchiedene alte Gemälde daſelbſt näher unterſucht, und in ihnen Spuren von dem früheren Alter der Oelmalerey zu finden geglaubt. In den engliſchen Magazinen erinnere ich mich verſchiedene Angaben dieſer Art von Zeit zu Zeit gefunden zu haben *). Keine derſelben war jedoch

*) So auch in verſchiedenen, die Kunſt betreffenden, deutſchen Zeitſchriften; z. B. in Meuſel's Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts, Heft XII, S. 325.

zum Beweiſe hinlänglich, daß man vor Johann van Eyck die Kenntniß der Beymiſchung des Oels zur Farbenbereitung auf die eigentliche Kunſtmalerey angewendet habe. Dazu hingegen dienen dieſe und andere Unterſuchungen, eine nun wohl völlig ausgemachte Sache noch mehr zu beſtätigen, nehmlich die frühere Bekanntſchaft mit der Beymiſchung des Oels zu den Farben, deren man ſich zum bloßen Malen oder Anſtreichen bediente.

Eine der merkwürdigſten Abhandlungen über dieſen Gegenſtand, deren Reſultat jedoch gleichfalls nicht viel weiter führt, iſt des Gouverneurs Pownall Schreiben an Dr. Lort, welches Bemerkungen über die alte Malerey in England enthält *). Er begleitete damit einige Zeichnungen des bemalten Deckenſtücks in der Kathedralkirche zu Peterborough, die man bey dem Abdrucke ſeines Schreibens in Kupfer geſtochen findet. Nach einigen vorausgeſchickten Nachrichten von verſchiedenen alten Kirchengemälden und deren Beſchaffen-

*) Es ſteht in der *Archaeologia*, or, Miſcellaneous Tracts, relating to Antiquity; publiſhed by the ſociety of Antiquaries of London. Vol. IX. (Lond. 1789. 4.) p. 141. f.

heit, die für oder wider unſere vorliegende Frage nichts entſcheiden, fährt er fort:

„Daß die Miſchung der Farben mit Oel ſchon in den entfernteſten Zeiten bekannt geweſen ſeyn müſſe, erhellt aus dem Bemalen der Schiffe. Nichts, als eine ſolche Miſchung, konnte ſie vor dem Abſpühlen und Abnutzen durch das Seewaſſer ſchützen; und den Umſtand, daß man ſich des Oels zur Bereitung der Farben beym Anſtreichen der Häuſer bediente, kann ich durch zwey unwiderſprechliche Zeugniſſe beweiſen. Den erſten hat man Herrn Bentham, einem Geiſtlichen zu Ely, zu danken. Er hatte mir ehedem einmal geſagt, daß die Rechnungen über die Baukoſten des Doms, oder des ſo genannten neuen Werks, von der Kathedralkirche zu Ely gegenwärtig noch in dem dortigen Kirchenarchive vorhanden wären. Ich bat ihn nachzuſehen, ob ſich darunter einige Artikel von Malereyen, und beſonders von Oel und Firniß, befänden. Die folgenden Artikel *), wodurch ein bisher noch nicht authentiſch bekanntes Factum völlig erwieſen wird, hat dieſer fleißige, genaue

*) Ich ziehe hier nur drey Artikel aus, worin des Oels erwähnt wird.

und gelehrte Alterthumsforſcher (im Jahr 1773) mir mitgetheilt Ich gebe ſie in der Form, wie er ſie mir zuſandte. Sie enthalten noch manche andere merkwürdige Umſtände, welche die zum Malen gebrauchten Materien betreffen, z. B. die Leinewand und das Pergament, Leimen, Lederſchnitzel, zwey Arten von Goldblättern; außer dem Hauptumſtande von der Farbenbereitung mit Oel."

„In der Rechnung, welche die jährlichen Ausgaben des Sacriſtans von Michaelis des Jahrs 1325 bis zu Michaelis des folgenden Jahrs enthält, iſt die Ausgabe unter dem Titel: Cuſtos novi operis, & minut. res pro novo opere, viz. in 3 lagenis & dimid. *Olei* pro ymaginibus ſuper columnas depingend. 3 S 6d"

„Item, $\frac{xx}{7}$ *) 4 lib. albi plumbi emp. de eodem 12 S. prec. 1 d. In 13 lagenis *Olei* empt. de Thoma d'Elm 10 S. 3 ½ d. prec. lagen. 10 d. ob. In 6 lagenis *Olei* emp. de Thoma de Cheyk, 4 S. 11 d. prec. lag. 10 d."

„In 28 lagen & dimid. *Olei* empt. de Nich. de Wickam, 26 S. 1 d. ob. prec. lagen. 11 d. In

*) Seven Score; ſieben Stiege.

dimid. lagen. *Olei* emp. 3 d. In vas terren. pro *oleo* imponend. 4 d. quad.“

„Man ſieht nun freylich, daß alle dieſe Unkoſten für bloßes Anſtreichen ausgegeben wurden. Auch findet ſich in den übrigen Artikeln, daß man Leim und Leinewand oder Pergament brauchte. Dieſe Artikel werden von dem Oel zur Farbenmiſchung unterſchieden. Auch hatte man zwey Arten von Goldblättern, *gold fyn* und *gold parts*, außer der eigentlichen Goldfarbe. Ferner, zwey Arten von Firniß, eine gemeine und eine weiße. Der geringe Arbeitslohn des Malers beweiſt, daß dieſer ein gemeiner Handwerker, und kein Künſtler war.“

„Die beſondere Nachricht von dem gemalten Deckenſtücke der Kathedralkirche zu Peterborough, welche die eigentliche Veranlaſſung und Abſicht dieſes Schreibens war, und die dadurch an die Hand gegebenen Unterſuchungen, können uns einen ziemlich deutlichen Begriff von dem Zuſtande der Malerey in England vor der Entdeckung der eigentlichen Oelmalerey von Johann van Eyck geben.“

Zuletzt gedenkt Herr Pownall noch der von Herrn Raſpe zu Cambridge aufgefundenen und be-

kannt gemachten Schrift des Theophilus. Er iſt aber gleichfalls der Meinung, daß alles, was darin vorkommt, nur das Bemalen und Anſtreichen (*poſtes et oſtia*) nicht aber den Gebrauch der Oelfarben zu Kunſtgemälden, betreffe.

V.

In des Herrn von Riegger Archiv der Geſchichte und Statiſtik, beſonders von Böhmen *), befindet ſich gleich zu Anfange Etwas von den älteſten Malern Böhmens, nebſt einem Beytrage zur Geſchichte der Oelmalerey und Perſpectiv. Dieſe Abhandlung iſt mit J. Q. J. unterzeichnet; und ihr Verfaſſer iſt, wie er im Vorberichte ſagt, ſelbſt Maler. Auch machte er zuerſt die Bemerkung, daß die Gemälde zu Karlſtein Oelgemälde ſind, wie Herr Pelzel in ſeiner Geſchichte der Böhmen, dritte Aufl. S. 273, es noch bey Lebzeiten des ſel. Prof. Ehemant, der dies unter ſeinem Namen in den literariſchen Nachrichten 1779 zuerſt bekannt machte, anzeigt. Von dieſem letztern ward er auch zu Prag, Karlſtein

*) Dresden, 1792. gr. 8.

ſtein und Königsſaal im Jahr 1780 bey den darüber angeſtellten Unterſuchungen zu Rathe gezogen.

Der Leſſingiſchen Abhandlung hat man vornehmlich dieſe Unterſuchung zu verdanken, und die Ankündigung derſelben durch den eben gedachten Prof. Ehemant *). Die Zweifel, welche Herr von Murr **) dawider erregte, werden in dem Vorberichte dieſer Abhandlung im angeführten Archiv beantwortet, aus der ich hier nur das hierher Gehörende mittheilen will.

Sie betrifft zunächſt den älteſten bekannten böhmiſchen Maler, Thomas von Mutina, der im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte lebte, und vom Herrn v. Mecheln für einen gebornen Böhmen aus Muttersdorf, Mutienin, oder Mutierow, von Herrn Dobrowsky hingegen für einen aus Modena gebürtigen Italiäner gehalten wird, der zu Karlſtein für Kaiſer Karl IV. gemalt habe. Auf drey zuſammen gehörenden Altargemälden der Kron- oder Kreuzkirche zu Karlſtein fand

*) S. v. Riegger's Materialien zur Statiſtik von Böhmen, 4tes Heft, S. 188.

**) In ſeinem Journal zur Kunſtgeſchichte, B. XV. S. 17. f.

ſich die Angabe dieſes Meiſters in folgenden beyden leoniniſchen Verſen:

Quis opus hoc finxit? *Thomas de Mutina* pinxit.
Quale vides lector, Rabiſini filius auctor.

Jetzt befinden ſich dieſe drey Gemälde in der K. K. Gallerie zu Wien, und ſind als die älteſten in Deutſchland bekannten Oelgemälde von dem neuern Anordner dieſer Gallerie gleich an die Spitze der deutſchen Schule geſtellt. Ihnen hat man drey andere, vorher gleichfalls in jener Kirche befindliche alte Oelgemälde von einem Theodorikus oder Dittrich beygeſellt.

Wenn ſich nun gleich über den Geburtsort des Thomas von Mutina nichts Gewiſſes entſcheiden läßt; ſo iſt es doch wohl ausgemacht, daß er unter die böhmiſchen Künſtler gehöre. Man hat ſchon ſechs Stücke von ihm in Böhmen aufgefunden; und es giebt deren dort vermuthlich noch mehrere. Anderswo hingegen ſind bisher noch keine Gemälde von dieſem Künſtler entdeckt worden.

Nur ergiebt ſich aus mehrern Gründen, vornehmlich aber aus den Schriftzügen jener lateiniſchen Verſe *), daß dieſer Thomas de Mutina

*) Man findet ſie auf der erſten Kupfertafel des Archiv's ꝛc. getreu kopirt.

nicht für Karl IV. zu Karlſtein könne gemalt haben, ſondern daß er ſchon früher, im zwölften oder dreyzehnten Jahrhunderte gelebt haben müſſe.

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung findet es wahrſcheinlich, daß in Böhmen nicht nur die Oelmalerey, ſondern die Malerey überhaupt, deutſchen Urſprungs geweſen ſey; unter andern auch aus dem Grunde, weil die Tſcheſchen und die übrigen an Deutſchland gränzenden Slaven dieſe Kunſt mit den Wörtern: *malowati*, *malowani*, *malam*, *malowarz* und *malowai* benennen, die offenbar dem deutſchen Worte malen ähnlich, und vermuthlich von demſelben hergenommen und abgeändert ſind. Auch ſind die erſten Statuten der Malerbrüderſchaft vom Jahr 1348, und die erſten drey Privilegien der Schilderer in Böhmen deutſch abgefaßt.

Das durch mehrere Kunſtkenner in Prag und Wien beſtätigte Urtheil, daß die gedachten alten Gemälde dieſes Künſtlers wirkliche Oelgemälde ſind, gründete der Prof. Ehemant vornehmlich auf eine mit denſelben angeſtellte Prüfung, indem er ſie mit einer ſchleimigen Compoſition überfuhr, deren ſich Herr Kaſtner zum Bilderputzen bedient, und die er bisher noch als ein Geheimniß

für ſich behält. Dieſer klare, durchſichtige Schleim nimmt in kurzer Zeit allen Schmutz von den Oelgemälden hinweg, ehe noch die Feuchtigkeit das Schüttgelbe, wenn dergleichen in den Gemälden iſt, erweichen kann; aber eben ſo geſchwind hebt er die Farben in Waſſergemälden oder Wachs. Auch beſtätigt der im zweyten Abſchnitte der vorliegenden Abhandlung umſtändlich beſchriebene Kunſtcharakter jenes alten böhmiſchen Künſtlers dieſe Vorausſetzung. Das Geſchmolzene des Pinſels, welches ſeine Gemälde vorzüglich charakteriſirt, iſt nur Oelfarben eigen; und dieſer Schmelz der Farben findet ſich ſowohl in der Carnation, als in den Gewändern.

In dem dritten Abſchnitte dieſer Abhandlung ſucht ihr Verfaſſer es wahrſcheinlich zu machen, daß die Erfindung, oder der Gebrauch der Oelfarben mit den Turnieren und der Wapenkunſt in gleiche Zeit fallen. Daß die Schilde der Edlen und der Kriegesleute ſchon bey den Römern und den alten Deutſchen gemalt wurden, erhellt aus den Zeugniſſen des Vegez und Tacitus *). Auch wer-

*) VEGET. de re milit. L. II. c. 8. Sed ne milites in tumultu proelii a ſuis contubernalibus aberrarent, diverſis cohortibus diverſa

den in den Privilegien der Schilderer von den böhmiſchen Königen Karl und Wenzel II dieſelben zum Theil für *pictores* genommen; obgleich in andern ältern Statuten die Schilderer von den Malern, beſonders von den geiſtlichen Malern, unterſchieden werden.

Aus mehreren Umſtänden ſchließt der Verf., daß die Oelfarben zu Karls IV Zeiten ſchon in Böhmen gemein, und eine bekannte Sache waren. Von ihrem öftern Gebrauche zur Verzierung oder Auftra-

in ſcutis ſigna *pingebant:* ut ipſi nominant δειγματα, ſicut etiam nunc moris eſt fieri. — TACIT. *de Mor. Germ.* Scuta tantum lectiſſimis coloribus diſtinguunt. *Annal.* L. II. vel tenus & fucatae colore tabulae. — — Wachter erklärt in ſeinem Gloſſar das Wort Schilderey: Opus pictum, a primo & vetuſtiſſimo picturae germanicae objecto, quod erat Schild, ſcutum. — — Es iſt doch aber wohl zu viel vorausgeſetzt, wenn der Verfaſſer behauptet, die bemalten Schilde der Alten hätten nothwendig mit Oelfarbe bemalt ſeyn müſſen, weil dazu weder Waſſerfarben, noch Wachs oder Harz brauchbar geweſen wären. Auch ſieht er ſelbſt ein, daß hieraus noch gar nichts für die Anwendung der Oelfarben zu eigentlichen Gemälden folgen würde.

gung der Schriftzüge, zur Vergoldung eiſerner Gitter und Stangen, u. ſ. f. finden ſich manche Spuren. Wenn in den älteſten Urkunden der böhmiſchen Malerbrüderſchaft vom Jahr 1348 der Oelmalerey nicht gedacht wird; ſo geſchah das vermuthlich, weil die Sache zu bekannt, oder kein beſonderer Anlaß dazu war.

Wenn Leſſing glaubt*), Johann van Eyck's Erfindung ſey vielleicht nur die Entdeckung eines Firniſſes, wodurch er ſeine Gemälde der Sonne, wegen der Trocknung, auszuſetzen weniger bedurfte, oder der Gebrauch des Nuß- und Mohn-Oels geweſen; ſo erinnert der Verf. dawider Verſchiedenes, was in der mechaniſchen Behandlung der Farben und des Firniſſes, wenigſtens wie ſie jetzt iſt, wohl ſeinen guten Grund hat. Ihn dünkt es vielmehr wahrſcheinlicher, daß van Eyck vielleicht den Goldgrund, oder das ſo genannte Bruniren, in ſeinen Gemälden zuerſt unterlaſſen und vermieden, die Hintergründe aber, wie es der Gegenſtand forderte, mit eigenthümlichen Farben gemalt, und dadurch wenigſtens die Luftperſpectiv, wenn nicht zugleich auch die Linearperſpectiv, und mit dieſer

*) S. Leſſing's Abh. Th. VIII. S. 316. f.

die richtige Vertheilung des Lichtes und Schattens in die Malerey gebracht habe. Wäre dies der Fall gewesen, so könnte Antonello von Messina, um die Perspectiv zu lernen, wohl nach Brügge gereiset seyn, dies Geheimniß hernach für sich behalten, und, wie van Eyck, bey verschlossenen Thüren gearbeitet haben *). Und sonach wäre Vasari, wenigstens was das Geheimniß selbst betrifft, gerettet, wenn er auch dessen Gegenstand verfehlte. — Vielleicht waren auch die van Eyck, wenn sie größere Gemälde verfertigten, die ersten, die sich der mit Oelfarbe grundirten Leinewand bedienten; wodurch das Abspringen der Farben durch die Wärme mehr verhindert, und das Abwaschen und Putzen erleichtert wurde.

VI.

Die neueste Schrift über diesen Gegenstand ist die unten angeführte des Freiherrn von Budberg **). Sie ist, wie gleich Anfangs gesagt wird,

*) S. Lessing's Abh. Th. VIII. S. 296.

**) Versuch über das Alter der Oelmalerey, zur Vertheidigung des VASARI; von *O. C. Frhr. von BUDBERG.* Goettingen, 1792. 4.

vornehmlich in Beziehung auf die Leſſingiſche Unterſuchung geſchrieben, und darf hier alſo um ſo weniger übergangen werden. Mit Vorbeylaſſung deſſen, was darin über die Geſchichte dieſer Unterſuchung vorkommt, gedenke ich nur zuerſt der wohl ſehr richtigen Bemerkung, daß die Oelgemälde und die *a tempera* mit einem Firniſſe überzogenen Malereyen der alten Zeiten ſo viel Aehnliches mit einander haben, daß ſie dem aufmerkſamſten, verſtändigſten Beobachter die entſcheidende Beſtimmung, oft, ſelbſt wenn ſie ohne Glas ſind, ſehr erſchweren, oft auch gar unmöglich machen. Zum Belage dieſer Behauptung werden einige Beyſpiele angeführt.

In der Folge wird Vaſari gegen Leſſing's Verdacht in Schutz genommen, daß ſeine Erzählung von der Reiſe des Antonello von Meſſina, nach Flandern, vielleicht ungegründet ſey. Vielmehr ſcheint es deſto größere Unpartheylichkeit zu ſeyn, daß Vaſari das Verdienſt der Erfindung einem Ausländer, und nicht lieber geradehin ſeinem Landsmanne, zuſchreibt, da er doch ſonſt für die Florentiner ſo vorzüglich eingenommen war. Zu hart aber iſt es denn doch auch wohl, wenn Herr v. B. den Verdacht, merklich erſchwert, auf Leſſing ſelbſt zurückwälzt, und ſagt: „Wenn Herr L.

„hier als Egoiſt handelte? — Wenn er vielleicht „nur alles in Schatten ſetzen wollte, was den ho„hen Glanz ſeines Lichtes benehmen könnte, um „einzig zu erleuchten?" — Das war Leſſing's Art gewiß nicht.

Richtiger iſt es, wenn er, gegründet auf eine Stelle des Vaſari im Leben des Antonello, glaubt, daß ſchon ſeit langer Zeit Maler die Unbequemlichkeit, die Mangelhaftigkeit der Malerey mit Waſſerfarben einſahen und, dadurch zu Verſuchen verſchiedener Art gereitzt, auch gewiß natürlich auf Oelmiſchung und Firnißauftragen fielen; aber dieſe Verſuche nicht zu der Vollkommenheit brachten, daß ſie ſich derſelben, als eines beſſern Hülfsmittels der Malerey, hätten bedienen können, ſo daß es immer nur Fragmente von Erfindungen blieben, die Johann van Eyck zuerſt vereinigte, ordnete, und zur Vollkommenheit, zu einer ganz neuen, eigenen, beſſern Methode ausbildete.

Doch, der Hauptendzweck dieſer Schrift geht dahin, zu beweiſen, daß alles das, was in dem Theophilus ſteht, was der Welt als ein Wunder der Neuheit ſo reitzend angekündigt ward, faſt wörtlich in dem Vaſari aufgezeichnet ſey: „nur „mit dem Unterſchiede, daß Vaſari dieſe Sache,

„die uns Herr Leſſing aus dem Theophilus mit „dem Intereſſe einer Neuigkeit docirt, nur oben„hin berührt, und uns ſie als eine, durch ihren „nicht mehr geheimen Gebrauch, zur bekannten „Sache gewordene Kleinigkeit, nur gleichſam hin„geworfen, mittheilt.“

„Die Kunſt der Farbenmiſchung mit Oel, fährt „Herr v. B fort, wenn ſie auch nicht zu Cima„bue's Zeiten bekannt war, welches ich doch ſicher „glaube, war doch gewiß dem Giotto kein Geheim„niß, in deſſen Schülers, Agnolo Gadi's, Leben*) „dieſe Stelle angeführt iſt. Unter der Anzahl von „Gadi's Schülern befand ſich auch einer, genannt „Cennino di Drea Cennini; von dieſem ſagt uns „Vaſari **):

Imparò dal medeſimo, Agnolo Gadi la pittura Cennino di Drea Cennini da Colle di Valdelſa, il quale, come affezionatiſſimo dell' arte ſcriſſe in un libro di ſua mano, i modi del lavorare, a fresco, a tempera, a colla ed a gomma; ed inoltre, come ſi minia, e come in tutti i modi ſi mette d'oro; il qual libro è nelle mani de Giuliano ore-

*) Agnolo Gadi lebte vom Jahr 1324 bis 1387.

**) Nella vita di *Agnolo Gadi*, T. I. P. I. p. 133.

fice Seneſe, eccellente maeſtro, ed amico di queſt' arti. E nel principio di queſto ſuo libro trattò della natura de' colori, coſi minerali, come di cave, ſecondo che imparò da Agnolo ſuo maeſtro *), volendo (poichè forſe non gli riuſcì imparare a perfettamente dipingere) ſapere almeno la maniera de' colori, delle tempere; delle colle, e dello ingeſſare, e da quali colori dovemo guardarci, come dannoſi nel mescolargli, ed in ſomma molti altri avertimenti, de' quali non fa biſogno ragionare, eſſendo oggi notiſſime tutte quelle coſe, che costui ebbe per gran ſegreti, e rariſſime in que' tempi. Non laſcerò già di dire, che non fa menzione, e forſe non dovevano eſſere in uſo, d'alcuni colori di cave, come terre roſſe ſcure, il cinabreſe, e certi verdi in vetro. Si ſono ſimilmente ritrovate poi la terra d'ombra, che è di cava, il giallo ſanto, gli ſmalti a freſco, ed in olio: ed alcuni verdi, e gialli in vetro, de quali mancarono i pittori di quell' età. *Trattò finalmente*

*) Daß unter dieſen von ſeinem Lehrer dem Cennini mitgetheilten Kenntniſſen die Bereitung der Farben mit Oel nicht mit begriffen iſt, und dieſe alſo nicht als dem Agnolo Gadi ſchon bekannt angeſehen werden kann, bedarf wohl kaum einer Erinnerung.

de' Muſaici, del macinare i colori a olio, per far campi roſſi, azzuri, verdi, e d'altre maniere: e de' mordenti per mettere d'oro, *ma non già per figure.*

Allerdings beweiſt dieſe Stelle, daß Vaſari es ſehr wohl wußte, daß die Beymiſchung des Oels zur Farbenbereitung ſchon in jenen Zeiten in Italien nicht unbekannt war; ob es gleich nicht ſo ganz einerley iſt, wenn Theophilus ſagt, dieſer Gebrauch der Oelfarben würde bey Bildern, oder wirklichen Gemälden, zu langweilig und ermüdend ſeyn; und wenn Vaſari erinnert, es ſey in jener Schrift zur Moſaik, und zum Vertreiben der dazu beſtimmten Farben mit Oel, auch zur Beitzung und Vergoldung der muſiviſchen Arbeit, Anleitung gegeben worden, und dann nur hierbey hinzuſetzt: ma non già per figure.

Eben dieſe Stelle findet ſich noch ausführlicher beym Baldinucci *); und Herr v. B. theilt aus dieſem Schriftſteller noch einige weitere Nachrichten über die Handſchrift mit, worin ſie enthalten war. Sie befindet ſich jetzt in der Bibliothek St. Lorenzo zu Florenz. Baldinucci ſetzt hinzu, daß dies Buch im Jahr 1437 geendigt ſey, und folgert

*) Notizie de' Profeſſori del Diſegno; Fir. 1767. T. I. Decenn. VIII. del. Sec. II. p. 182.

daraus, die Oelmalerey ſey erſt zwiſchen den Jahren 1410 und 1440 dem Cennini bekannt geworden, und er habe ſie in ſeiner Schrift noch als ein groſſes Geheimniß aufgezeichnet, indem er im 89ſten Kapitel ſage: Innanzi che più oltre vada, ti voglio inſegnare a lavorare d'olio in muro, o in tavola, che l'uſano molto i Tedeſchi. Unter dieſen, ſetzt B. hinzu, verſtehe er auch die Flamänder, und bemerkt noch, daß Cennini hier bloß der Gemälde auf Kalk und Holz, nicht aber der neuern Oelmalerey auf Leinewand, erwähne.

„Aber, ſagt Herr v. Büdberg, dieſe Zeitbe„ſtimmung von 1410 bis 1440, in welcher Cennino „di Drea Cennini dieſes Geheimniß ſoll erlernt „haben, iſt und kann nur Muthmaßung ſeyn, da „Cennino ſein Manuſcript ſchon im Jahr 1437 „endete, nicht aber in dieſem Jahre ſchrieb, wie „Bottari behauptet *)." — Bottari aber redet ſehr beſtimmt. Er ſagt: Cennini ſey in dieſem Jahre 1437 Schulden halber in Verhaft gerathen; und während ſeiner Gefangenſchaft habe er dies Buch geſchrieben.

Doch, er mag es immerhin um zwanzig Jahre früher angefangen oder gar geendigt haben; was

*) *Vaſari*, Vite de' Pittori &c. per *Bottari*, T. III. Giunta alle Note del Tomo Primo, p. 21.

thut das zur Sache? Cennini legt ja die Erfindung ausdrücklich den *Tedeſchi* bey, worunter hier denn freylich wohl Niederländer zu verſtehen ſind; und Antonello von Meſſina machte ja höchſt wahrſcheinlich in Italien ſchon früher Gebrauch davon. Man ſieht alſo, daß dieſe Handſchrift höchſtens nur dazu dienen kann, von der Richtigkeit des Umſtandes, daß die eigentliche Oelmalerey durch Joh. v. Eyck entdeckt worden, ein Zeugniß mehr zu geben, daß ſie aber von dem früheren Gebrauche der Oelfarben nichts beweiſet, und folglich mit der Schrift des Theophilus auf keine Weiſe in Parallele zu ſetzen iſt. Auf Vaſari's Unbefangenheit und Glaubwürdigkeit, die ich übrigens gern in ihren Würden laſſe, ſcheint mir eben ſo wenig daraus zu ſchließen zu ſeyn.

Hätten alſo auch Leſſing und Hr. v. Murr und Raſpe dieſe Stelle im Vaſari nicht überſehen — welches doch immer ſehr verzeihlich bleibt —: ſo würden ſie darauf ſchwerlich ſo viel Gewicht gelegt haben, wie ſie in den Augen des Hrn. v. B. zu haben ſchien, der einem offenbar ſpätern Zeugniſſe das Anſehen eines frühern zu geben ſucht.

Ende des zwölften Theils.

71724612

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. II A 149